



## Arbeitslosigkeit und Familie

Projektleitung Arbeitsmarktservice NÖ:  
Daniel Riegler, MSc.

Projektleitung Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF)  
an der Universität Wien:  
Dr. Christine Geserick (Autorin)



Wien, Dezember 2023

### **Impressum**

Arbeitsmarktservice Niederösterreich

Hohenstaufengasse 2

1010 Wien

E-Mail: [statistik.niederoesterreich@ams.at](mailto:statistik.niederoesterreich@ams.at)

Durchführendes Unternehmen:

Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF) an der  
Universität Wien

Die Kosten für das Projekt beliefen sich in Summe auf EURO 19.316,-

# Inhaltsverzeichnis

<b>1</b>	<b>Einleitung</b>	<b>4</b>
<b>2</b>	<b>Arbeitslosigkeit und Familie – Familie und Arbeitslosigkeit</b>	<b>5</b>
2.1	Zum Begriff der Arbeitslosigkeit	5
2.2	Familienbegriff	6
2.3	Familiensituation und Arbeitslosigkeit statistisch gesehen	6
<b>3</b>	<b>Historische Entwicklung: Zum Bedeutungswandel von Arbeitslosigkeit</b>	<b>9</b>
3.1	Vorindustrielle Familie: Familienbetriebe als Grundheinheit	9
3.2	Industrielle Familie: "Die Arbeitslosen von Marienthal" (Jahoda et al. 1933)	10
3.2.1	Die besondere Bedeutung der Marienthal-Studie	11
3.2.2	Eltern-Kind-Beziehung	12
3.2.3	Paarbeziehung	13
3.3	Spätmoderne Familie	15
<b>4</b>	<b>Wirkdimensionen von Arbeitslosigkeit</b>	<b>17</b>
4.1	Manifeste und latente Nutzen-Dimensionen von Arbeit: Die LAMB-Skala	17
4.2	Ökonomische Folgen	19
4.3	Gesundheit	20
4.4	Soziale Folgen und soziale Ressourcen	23
<b>5</b>	<b>Partnerschaft</b>	<b>27</b>
5.1	Aufteilung der Hausarbeit	27
5.2	Konflikte aufgrund finanzieller Einschnitte	28
5.3	Gewalt	29
5.3.1	Bedrohte Ernährerrolle – eine Identitätstheorie zu männlicher Gewalt	30
5.3.2	Gewaltanwendung als riskanter Status-Verlust – die Gegenteilstheorie	31
5.4	Trennungsrisiko	32
5.5	Partnerschaft als Ressource	33
<b>6</b>	<b>Eltern und Kinder</b>	<b>36</b>
6.1	Kinderwunsch	36
6.2	Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen	37
6.3	Ablösung vom Elternhaus	40
<b>7</b>	<b>Zusammenfassung und Resümee</b>	<b>42</b>
<b>8</b>	<b>Literatur</b>	<b>48</b>
<b>9</b>	<b>Kurzbiografie der Autorin</b>	<b>51</b>

## Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Erwerbsstatus nach Altersgruppe und Familienphase (2022) .....	7
Abbildung 2: Auskommen mit dem Einkommen, nach Erwerbsstatus + Kinderzahl (2023).....	19
Abbildung 3: Paar streitet über finanzielle Angelegenheiten, nach Erwerbsstatus (2023) .....	29
Abbildung 4: Kinderwunsch und Krise, nach Erwerbsstatus (2023).....	37

# 1 Einleitung

Der Verlust des Arbeitsplatzes bringt vielfältige Veränderungen im Alltag von Menschen mit sich. Wer keiner Erwerbsarbeit nachgeht, verliert nicht nur finanzielle Stabilität, sondern wird auch Veränderungen auf psychischer Ebene und im sozialen Miteinander erleben. Insofern begreift die psychologische und soziologische Forschung den Verlust des Arbeitsplatzes als krisenhaftes Ereignis, das Folgen für das Individuum, aber auch für dessen soziales Netzwerk haben kann. Dazu gehört naturgemäß auch die Familie. Sie steht im Fokus der vorliegenden Arbeit, die sich damit auseinandersetzt, wie Arbeitslosigkeit und Familie zusammenspielen.

Dafür werden zwei Perspektiven berücksichtigt: Es soll einerseits darum gehen, welche Auswirkungen der Wegfall der Erwerbsarbeit im familialen Kontext haben kann und andererseits, inwieweit familiäre Strukturen das Ereignis oder das Erleben von Arbeitslosigkeit mitstrukturieren können. Relevante Fragen sind etwa: Was bedeutet die eigene Arbeitslosigkeit für die Familie, für die Partnerschaft, für Kinder? Inwieweit können Familienangehörige zur Bewältigung negativer Folgen von Arbeitslosigkeit beitragen? Und hat der Verlust der Erwerbsarbeit die Kraft, familienrelevante biografische Entscheidungen mitzustrukturieren, wie etwa die Familiengründung oder den Auszug aus dem Elternhaus?

Diesen Fragen widmet sich die vorliegende Arbeit in einer strukturierten Zusammenschau relevanter empirischer Arbeiten. Sie wird ergänzt um deskriptive Auswertungen zu aktuellen Datenkörpern für Österreich (Mikrozensus, Arbeitskräfteerhebung, AMS-Daten, Generations and Gender Programme *GGP*). Zu Beginn wird zunächst eine kurze sozialhistorische Analyse vorgenommen, die das Zusammenspiel von Familie und Arbeitslosigkeit aus familiensoziologischer Sicht nachzeichnet. Denn wie die beiden Teilbereiche der Gesellschaft "Familie" und "Arbeit" aufeinander bezogen sind, hat sich im Laufe der letzten Jahrhunderte stark gewandelt. Es wird argumentiert, dass der Begriff der Arbeitslosigkeit eigentlich erst mit der Industrialisierung jene Bedeutung erlangte, die wir heute kennen. Erst die räumliche Trennung zwischen Erwerbssort und Familienhaushalt, die Unterteilung in unbezahlte Sorgearbeit und bezahlte Erwerbsarbeit sowie der Wegfall der sozialrechtlichen Schutzfunktion der Hausgemeinschaft hat dazu geführt, dass Arbeitslosigkeit heute vor allem als individuelle Problemlage begriffen, erlebt – und häufig auch beforscht wird.

Bei der Zusammenstellung relevanter Studienergebnissen handelt es sich um eine explorative Literaturstudie, die eine Vielzahl von Aspekten berücksichtigt und deshalb keine systematische Literatur-Review oder Meta-Studie darstellt, welche nämlich auf eine engere Forschungsfrage beschränkt geblieben wäre. Der Vorteil dieser Herangehensweise ist die Identifikation von inhaltlichen Schwerpunkten, typischen methodischen Herangehensweisen, aber auch vernachlässigten Perspektiven, die sich in der Recherche herauskristallisiert haben. Es werden schließlich drei Aspekte benannt, welche aus familienwissenschaftlicher Sicht die Ergebnisse bisheriger Studien limitiert haben. Das Resümee schließt mit Ideen dazu, welche Perspektiven für zukünftige Forschungen im Themenkreis Arbeitslosigkeit und Familie gegenstandsangemessen erscheinen. Gemäß den drei identifizierten Aspekten betreffen diese: (1) einen differenzierteren Begriff sozialer Beziehungen, der konkret familiäre Rollenträger berücksichtigt, (2) die Wirkmechanismen familialer Unterstützung und (3) das Verständnis von Arbeitslosigkeit als Prozess.

## 2 Arbeitslosigkeit und Familie – Familie und Arbeitslosigkeit

So wie es *die* Familie nicht gibt und sie stattdessen vielfältig ist, präsentiert sich auch Arbeitslosigkeit als ein komplexes soziales Phänomen mit zahlreichen Facetten. Die Frage, wie Familie und Arbeitslosigkeit zusammenwirken, ist deshalb umso komplexer. In den nächsten Abschnitten soll es deshalb zunächst darum gehen, wie Familie und Arbeitslosigkeit überhaupt definiert werden können (2.1 und 2.2.) und wie mögliche Zusammenhänge statistisch dargestellt bzw. überhaupt erst erhoben werden können (Abschnitt 2.3).

### 2.1 Zum Begriff der Arbeitslosigkeit

In manchen Betrachtungen wird der Begriff der Arbeitslosigkeit als Variable für alle Personen verwendet, die keiner Erwerbsarbeit nachgehen, unabhängig davon, wie arbeitsfähig sie überhaupt wären, wie zum Beispiel Hochaltrige oder Kinder. Das ist die breite Definition von Arbeitslosigkeit (vgl. z. B. Nave-Herz 2021:86). Für sozialstatistische Auswertungen bietet sich eine engere Definition an, die auf den Arbeitsmarkt bezogen ist. Die Statistik Austria definiert Arbeitslosigkeit gemäß der Internationalen Arbeitsorganisation (*ILO, International Labour Organisation*) und erhebt diese Daten regelmäßig im Rahmen der Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung. Als Arbeitslose gelten dort:

*"... Personen, die nicht erwerbstätig sind, innerhalb von zwei Wochen nach der Referenzwoche eine Arbeit aufnehmen können und während der Referenzwoche und den drei Wochen davor aktiv nach Arbeit gesucht haben, oder bereits eine Jobzusage haben und diesen Job in maximal drei Monaten antreten. Die Arbeitslosenquote nach internationaler Definition ist der Anteil der Arbeitslosen an den Erwerbspersonen (Erwerbstätige und Arbeitslose)." (Statistik Austria<sup>1</sup>)*

Entsprechend dieser **internationalen Definition waren im Jahr 2022 insgesamt 4,8 %** der in Österreich wohnenden Erwerbspersonen arbeitslos (Statistik Austria, Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung). Die im **nationalen Kontext** verwendete Arbeitslosenquote wird vom AMS Österreich bereitgestellt und **betrug im Jahr 2022 durchschnittlich 6,3 %** (AMS 2023). Sie errechnet sich als Quote aus jenen Personen, die als arbeitslos registriert sind bezogen auf die Zahl aller Erwerbspersonen (Arbeitslose + beim Hauptverband der Sozialversicherungsträger registrierte unselbstständig Beschäftigte). Sie liegt in der Regel etwas höher als jene von der Statistik Austria, da Letztere eine eingeschränktere Definition von Arbeitslosigkeit verwendet (AMS;<sup>2</sup> Österreichischer Integrationsfonds 2016: 8).

Entsprechend der aktuellen Diskussionen in der Arbeitssoziologie soll noch darauf hingewiesen werden, dass es in der vorliegenden Arbeit **genaugenommen um "Erwerbslosigkeit" geht, und nicht um "Arbeitslosigkeit"**. Denn dass Erwerbslose durchaus Arbeit leisten können, im Sinn von unbezahlter Sorgearbeit, und dass sie trotzdem als "arbeitslos" betitelt werden, ist ein begriffliches Versäumnis, das nach Haubner & Pongratz (2021) Ausdruck von einem erwerbszentrierten Reduktionismus der Konzeptualisierung von Arbeit ist. Weil sich der Begriff der "Arbeitslosigkeit" aber über eine lange Zeit etabliert hat und in elementaren Bezeichnungen enthalten ist (z. B. "Arbeitslosengeld"), wird er in dieser Arbeit verwendet.

---

<sup>1</sup> vgl. <https://www.statistik.at/statistiken/arbeitsmarkt/arbeitslosigkeit/arbeitslose-arbeitssuchende> (Zugriff: 25.07.2023)

<sup>2</sup> Online: <https://www.ams.at/arbeitsmarktdaten-und-medien/arbeitsmarkt-daten-und-arbeitsmarktforschung/fachbegriffe> (zuletzt geprüft am 21.04.2023)

## 2.2 Familienbegriff

Die vorliegende Untersuchung verwendet einen Familienbegriff mittlerer Reichweite, der die **Generationenbeziehungen** und die **Paarbeziehung** einschließt, sich also nicht auf die traditionelle Kernfamilie (Vater, Mutter, Kind) beschränkt, jedoch Verwandtschaft oder romantische Liebe als Kriterium voraussetzt. Auch die **Geschlechterbeziehungen** werden berücksichtigt, aber nur dort, wo Geschlecht eine Rolle spielt, z. B. im Zusammenhang mit der Arbeitsteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit, aber auch in puncto häuslicher Gewalt, die empirisch gesehen mehr Frauen als Männer trifft.

Für die Darstellung, wie Arbeitslosigkeit und Familie zusammenspielen, wird die **Familie erstens als soziale Gruppe** in ihrer Gesamtheit betrachtet, zum Beispiel als Haushalt, für den die ökonomischen Folgen von Arbeitslosigkeit messbar ist. Zweitens – und größtenteils – wird es jedoch um die einzelnen **Familienmitglieder mit ihren familialen Rollen** (z. B. Mutter, Vater, Partner\_in, Kind) gehen. Auch werden Zusammenhänge berücksichtigt, die für ein Individuum **familienbiografisch relevant** sein können. Das bedeutet, dass die persönliche Erfahrung von Arbeitslosigkeit dazu führen kann, dass sich familienbiografisch relevante Lebensereignisse verzögern oder ausbleiben, wie etwa der Auszug aus dem Elternhaus oder die eigene Familiengründung (Kinderwunsch).

## 2.3 Familiensituation und Arbeitslosigkeit statistisch gesehen

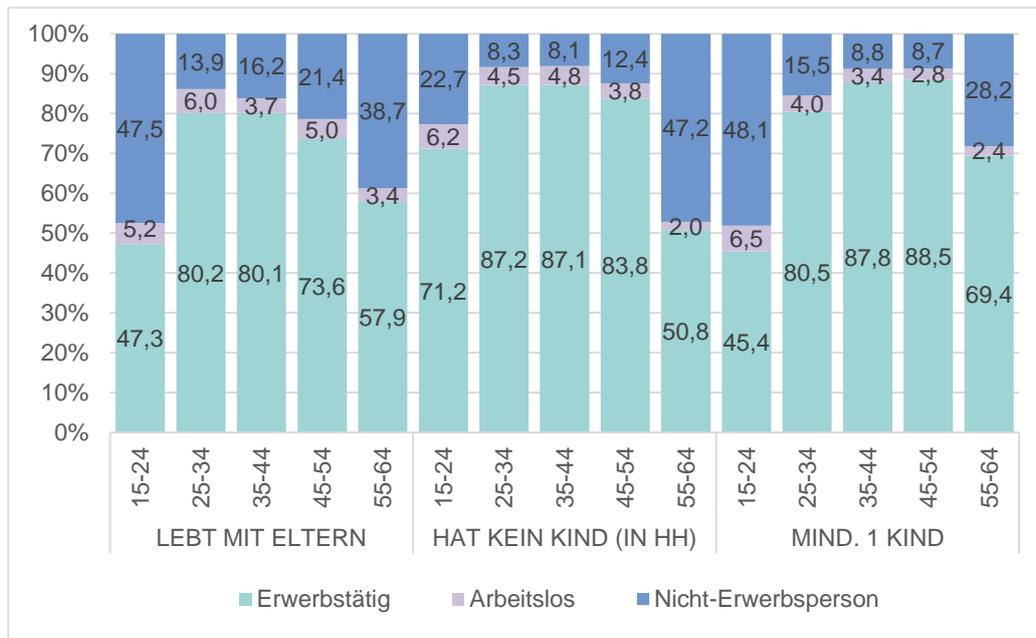
Wie hängen also Familiensituation und Arbeitslosigkeit zusammen? Die Daten des Mikrozensus können Auskunft darüber geben, wie die Haushaltssituation für verschiedene Altersgruppen im Zusammenhang mit Kindern aussieht. Damit ist zwar nicht direkt die Familiensituation abgebildet – zum Beispiel, ob jemand *überhaupt* Kinder hat – aber die Haushaltssituation verschafft einen ersten Eindruck. Die Daten beziehen sich auf Personen im **Alter zwischen 15 und 64 Jahren** und gelten für das Jahr 2022. Drei Gruppen können dargestellt werden.

- **Eltern: 3,2 %** der Väter oder Mütter mit mindestens einem Kind ("1 Kind oder mehr") im Haushalt sind arbeitslos. Zu den Kindern zählen leibliche, adoptierte und Stief-Kinder. Das Alter des Kindes spielt dabei keine Rolle, d.h. zu dieser Gruppe zählen Mütter und Väter, die entweder mit einem Kleinkind oder auch mit ihrem erwachsenen Kind zusammenwohnen.
- **"Kinderlose": 3,1%** derjenigen, die aktuell ohne eigene Kinder wohnen, waren im Jahr 2022 arbeitslos. Zu dieser Gruppe zählen sowohl jene, die (noch) keine Kinder haben oder auch jene, deren Kinder das Elternhaus bereits verlassen haben.
- **Kinder: 5,1%** derjenigen, die als Kind mit einem oder beiden Elternteilen zusammenleben, sind arbeitslos.

Die nach Altersgruppe und Familienphase differenzierten Daten bildet die untere Grafik ab. Ihr ist zu entnehmen, dass es insgesamt zwischen den verschiedenen Altersgruppen und mit Bezug auf das Zusammenleben mit Kindern bzw. mit den Eltern keine ausgeprägten Unterschiede gibt. Die Anteile der Arbeitslosen schwanken zwischen 2,4% und 6,5%. Den vergleichsweise **größten Anteil** an Arbeitslosen, nämlich **6,5%**, zeigen die **15- bis 24-Jährigen, die mindestens mit einem eigenen Kind zusammenleben**, die also bereits in frühen Jahren Eltern sind. Den **geringsten Anteil** an Arbeitslosen

findet man in dieser Zusammenstellung unter den **55- bis 64-Jährigen**, also in der ältesten Gruppe, die **mit mindestens einem eigenen Kind zusammenleben (2,4%)**. Auch insgesamt ist zu beobachten, dass der Anteil der Arbeitslosen mit zunehmendem Alter kontinuierlich rückläufig ist – obgleich nicht unter denjenigen, die noch mit ihren Eltern zusammenwohnen. Hier steigt der Anteil noch einmal in den Mitt-Zwanzigern, sprich: Es sind geringfügig mehr 25- bis 34-Jährige arbeitslos (6%) als 15- bis 24-Jährige (5,2%).

**Abbildung 1: Erwerbsstatus nach Altersgruppe und Familienphase (2022)**



Quelle: ÖIF 2023; Datenquelle: Statistik Austria, Mikrozensus; Erwerbsstatus nach ILO-Konzept. eig. Berechnungen in STATcube. Angaben in Prozent.

Die Erhebung von Zusammenhängen zwischen Arbeitslosigkeit und weiteren familienrelevanten Variablen stellt die Statistik vor komplexe Herausforderungen. Besonders **schwierig ist das Thema der Kausalitäten**, wenn es nämlich darum geht, ob die Arbeitslosigkeit Grund oder Folge von einem anderen Ereignis ist. Für den Zusammenhang von Krankheit und Arbeitslosigkeit wären zum Beispiel zwei Szenarien denkbar: Die Krankheit könnte Auslöser für den Verlust des Arbeitsplatzes sein, und umgekehrt kann Arbeitslosigkeit durch die erfahrene Belastung krankmachen.<sup>3</sup> Wenn es konkret um die *Folgen* von Arbeitslosigkeit gehen soll, kann dieser Effekt nur dann untersucht werden, wenn es sich quasi nicht um ein "Einzelschicksal" handelt, sondern wenn die Arbeitslosigkeit strukturell bedingt ist und etwa eine komplette Belegschaft entlassen wird. Genau diese Bedingung erfüllt die berühmte "Mariantalstudie" (Jahoda et al. 1933), weswegen ihr ein eigenes Kapitel gewidmet ist. Die meisten anderen Arbeiten aber müssen ohne diese wissenschaftlich gesehen "idealen" Bedingungen auskommen.

Der entgegengesetzte Fall, dass nämlich Arbeitslosigkeit als "Folge" betrachtet wird und die Untersuchung ermitteln soll, welche Faktoren zu diesem Ereignis beigetragen haben, ist nicht weniger

<sup>3</sup> Denkbar ist natürlich auch, dass die beiden Ereignisse (z. B. Krankheit und Arbeitslosigkeit) nebeneinander auftreten (sie korrelieren), ohne dass eine Kausalität zwischen beiden bestehen muss.

anspruchsvoll – zumal wenn es, wie in der vorliegenden Arbeit, um so ein komplexes Thema wie "Familie" geht, das weder ein singuläres Ereignis abbildet noch auf eine Person beschränkt ist. Ein Beispiel: Zu eruieren, ob eine familiäre Verlusterfahrung wie Tod oder Trennung einen Jobverlust nach sich ziehen kann, bedarf einer komplexen Erhebungsstrategie. Zudem ist höchst fraglich, ob solch ein Verlust monokausal und unmittelbar wirken kann. Vermutlich müssen weitere Bedingungen und Ereignisse vorliegen, die schließlich darin münden, dass man den Arbeitsplatz verliert oder aufgibt.

Die Literaturrecherche zur vorliegenden Studie verdeutlichte rasch, dass besonders die Folgen von Arbeitslosigkeit im Zentrum der Forschungen steht. Der umgekehrte Zusammenhang – Einfluss von Familienstrukturen etc. auf Arbeitslosigkeit – findet sich so gut wie gar nicht. Die dominante Lesart für das Zusammenspiel zwischen Familie und Arbeitslosigkeit ist also jene, dass **Arbeitslosigkeit als kritisches biografisches Ereignis begriffen wird, das Folgen für das Individuum und ihr soziales und familiales Umfeld hat**. Für deren Erforschung werden entweder einfachere deskriptive Auswertungen oder theoretische Erklärungsmodelle aus dem Bereich der Familienökonomie (vor allem Austauschtheorie) verwendet.<sup>4</sup>

---

<sup>4</sup> Parallel zur Erstellung des vorliegenden Berichts wurde das AMS NÖ Projekt "Arbeitsplatzgarantie Marental (MAGMA)" wissenschaftlich evaluiert. Es sind dazu mittlerweile zwei Publikationen erschienen, auf die wir an dieser Stelle gern hinweisen möchten: (1) Universität Oxford: <https://www.cesifo.org/en/publications/2023/working-paper/employing-unemployed-marental-evaluation-guaranteed-job-program> und (2) Universität Wien: [https://www.ams-forschungsnetzwerk.at/downloadpub/2023-AMS\\_NOE-MaRe\\_Endbericht.pdf](https://www.ams-forschungsnetzwerk.at/downloadpub/2023-AMS_NOE-MaRe_Endbericht.pdf)

### 3 Historische Entwicklung: Zum Bedeutungswandel von Arbeitslosigkeit

Wie die beiden Teilbereiche der Gesellschaft "Familie" und "Arbeit" aufeinander bezogen sind, hat sich im Laufe der letzten Jahrhunderte stark gewandelt. Der folgende Abschnitt zeichnet nach, dass der Begriff der "Arbeitslosigkeit" eigentlich erst mit der Industrialisierung jene Bedeutung erlangte, wie wir ihn heute begreifen. Erst die räumliche Trennung der bezahlten Arbeit vom Familienhaushalt, die Unterteilung in unbezahlte Sorgearbeit und bezahlte Erwerbsarbeit sowie der Wegfall der sozialrechtlichen Schutzfunktion der Hausgemeinschaft hat dazu geführt, dass Arbeitslosigkeit heute weitaus individualisierter ist.

#### 3.1 Vorindustrielle Familie: Familienbetriebe als Grundheinheit

Bis ins 19. Jahrhundert hinein war das Zusammenspiel von Erwerbsarbeit und Familie dadurch geprägt, dass der Familienhaushalt gleichzeitig eine Wirtschaftsfunktion innehatte, etwa als bäuerlicher Familienbetrieb oder als städtischer Handwerksbetrieb. In der Familiensoziologie hat sich dafür der Begriff der Familie mit Produktionsfunktion etabliert (Nave-Herz 2013). Diese **Familienbetriebe bildeten die "maßgebliche Grundeinheit der Arbeitsorganisation"** (Ehmer & Mitterauer 1986; Mitterauer 1987: 201). Bis zur Industrialisierung lebten immerhin 80 Prozent der Bevölkerung Europas im ländlichen Raum und hatten dort ihre Existenzgrundlage (ebd.).

Die enge Verzahnung von Familie, Haushalt und Produktion führte dazu, dass der wirtschaftliche Faktor "zutiefst das Familienleben beeinflusst(e)" (Mitterauer 1987: 201), angefangen bei der elementaren Frage, wer überhaupt zur Familie gehören sollte. Denn nicht nur die Kernfamilie, sondern auch familienfremde Personen wurden in die Hausgemeinschaft aufgenommen und bildeten zusammen das "ganze Haus":

*"Man denke etwa an die Familienzugehörigkeit von Mägden, Knechten, Gesellen und Lehrlingen-, die familialen Funktionen – Erziehung und Fortpflanzung standen unter dem Primat der Arbeitskräfteergänzung – sowie die Beziehungen der Familienangehörigen untereinander – die Partnerwahl etwa wurde von den Notwendigkeiten der Arbeitsorganisation nachhaltig beeinflusst." (Mitterauer 1987: 201)*

Die Überlegung, wer der Hausgemeinschaft angehören sollte oder durfte, war auch deshalb relevant, weil der Hausvater als Familienoberhaupt der Schutzverantwortliche für alle Hausmitglieder war. Ihm oblag die Verantwortung für ihre Sicherheit vor Feinden sowie vor materieller Not, auch dann, wenn sie vorübergehend oder aufgrund ihres Alters arbeitsunfähig wurden (Mitterauer 1991: 198). Die Familie federte also quasi die "Arbeitslosigkeit" ab, doch damit wird deutlich, dass dieser Begriff hier nicht ganz passt. Es handelt sich vielmehr um *Arbeitsunfähigkeit*, die bestenfalls durch zusätzliche Arbeit der anderen Haushaltsmitglieder kompensiert werden kann, um die Subsistenzwirtschaft aufrechtzuerhalten. Ebenso kann es passieren, dass die Hausgemeinschaft zu groß wird, etwa durch Geburten, um jedem einen geeigneten Arbeitsplatz in der Hausgemeinschaft zur Verfügung zu stellen und ihn damit letztlich zu ernähren. Auch dies ließe sich mit etwas Phantasie als (drohende) "Arbeitslosigkeit" interpretieren, genauer geht es aber um die Existenzsicherung. Aus diesem Grund sehen wir einen regen Austausch zwischen bäuerlichen Hausgemeinschaften bzw. Familienbetrieben, die ihre Kinder nach der Adoleszenz als Dienstboten, Knechte und Mägde in die Obhut anderer Familien gaben (Goody 2002: 98). Diese Beispiele mögen erklären, warum sich der Begriff der

"Arbeitslosigkeit" in der einschlägigen Literatur zur historischen Sozialforschung von Familie nicht finden lässt.

Die Schutzfunktion der Hausgemeinschaft galt besonders lange in der bäuerlichen Hausgemeinschaft. In städtischen Familienbetrieben wurde die soziale Absicherung zunehmend aus dem familialen Schutzverhältnis ausgegliedert. Hier übernahmen die Zünfte und Zechen der Handwerker nun diese Funktion, ebenso die öffentlichen Spitäler (Mitterauer 1991.: 108f.).

Freilich gab es auch in **vorindustrieller Zeit außerhäusliche, individuelle Lohnarbeit**, sie war jedoch weitaus weniger verbreitet. Männer arbeiteten vor allem als Bauarbeiter, Fuhrleute, Boten, Säumer, Schiffsleute oder standen als Gerichtsdieners oder Nachtwächter im Dienst der Stadt (vgl. Mitterauer 1991: 203). Auch die Frauen trugen z. B. als Näherinnen oder Wäscherinnen zum Familieneinkommen bei. In diesen so genannten **Kernfamilien "ohne Produktionsfunktion"** (Nave-Herz 2013: 50) gab es kaum Besitz oder Eigentum, und so arbeiteten die Eheleute prinzipiell bis an ihr Lebensende und waren nicht gegen Invalidität abgesichert (Mitterauer 1991: 204). Wer nicht mehr in der Lage war, zu arbeiten, war auf öffentliche Wohltätigkeit angewiesen. Die wirtschaftliche Einheit der Kernfamilie war auch in diesen armen Familien eine soziale Absicherung, denn den Partner durch Tod zu verlieren, trieb vor allem Frauen oft in den Ruin. Mitterauer stellt fest, dass Witwen von Tagelöhnern das "Hauptproblem der Versorgung" darstellten, da sie meist nicht von ihren Kindern versorgt werden konnten und auch nicht genügend Geld für eine Wiederheirat mitbrachten (Mitterauer 1991: 204).

Erst die Sozialversicherungsgesetzgebung, die zunächst von Bismarck (1889) im Deutschen Kaiserreich vorangetrieben und kurz darauf von Österreich-Ungarn übernommen wurde, brachte soziale Absicherung für diejenigen, die aufgrund von Invalidität oder Alter nicht mehr arbeiten konnten (ebd.: 205).

### **3.2 Industrielle Familie: "Die Arbeitslosen von Marienthal" (Jahoda et al. 1933)**

Im Zuge der Industrialisierung und Bürokratisierung kam es zu einer "radikalen Umschichtung der Erwerbsstruktur" (Mitterauer 1991: 188). Wo in der vorindustriellen Zeit vor allem im Familienverband gearbeitet wurde, waren nun viel mehr Menschen außerhäuslich erwerbstätig. Die sozialrechtliche Schutzfunktion der Familie wurde zunehmend abgelöst von staatlichen Maßnahmen, die fortan Kranken-, Invaliden- und Altersrenten bezahlten.

Für den Familienalltag und das Geschlechterverhältnis brachte diese Umstrukturierung vielfältige Veränderungen mit sich. Mitterauer hat beschrieben, dass die Einführung des Altersruhestandes für unselbstständig Erwerbstätige durchaus auch Schattenseiten hatte, besonders für Männer mit einem damals oftmals patriarchal geprägten Selbstverständnis: Ein außerfamilial erwerbstätiger Mann hätte das Ausscheiden aus dem Arbeitsprozess und den **Eintritt in den Ruhestand** als eine "einschneidende Zäsur" erlebt – im Gegensatz zum lebenslang eingebundenen Haushaltsvorstand eines Familienbetriebes:

*"Eine solche Bruchsituation hatte es in der vorindustriellen Familie nicht gegeben. Dieser abrupte Übergang bringt psychische Probleme mit sich. Die durch die Berufstätigkeit geschaffenen sozialen Kontakte werden unterbrochen. Neue anzuknüpfen ist im Alter schwierig. Ebenso steht der aus dem*

*Berufsleben Ausscheidende vor der schwer zu lösenden Aufgabe, in der familialen Privatheit des Ruhestandes eine neue sinnerfüllende Betätigung zu finden." (Mitterauer 1991: 208).*

Wie nun Arbeitslosigkeit im beginnenden industriellen Zeitalter erlebt wurde, die nicht durch individuelle Gründe wie Krankheit, Invalidität oder Alter ihren Grund hat, haben Jahoda et al. (1933/2020) eindrucksvoll in ihrer berühmten Studie "Die Arbeitslosen von Marienthal" beschrieben.

### **3.2.1 Die besondere Bedeutung der Marienthal-Studie**

Die Marienthal-Studie wird aus zwei Gründen nun etwas ausführlicher dargestellt: Erstens ist sie die erste ihrer Art, die das Erleben von Arbeitslosigkeit in besonderer analytischer Tiefe erforscht und dabei auch Familienbelange umschließt. Zweitens bildet die Studie eine spezielle Zeit (Übergang zur industriellen Gesellschaft) und ein spezielles Milieu (Arbeiterfamilien) ab, weswegen sie für die historische Nachzeichnung, nämlich wie sich die Bedeutung von Arbeitslosigkeit für die Familie entwickelt hat, besonders gehaltvoll ist. Das Milieu der Arbeiterfamilie wird bekanntermaßen oft vernachlässigt, weil auf das Ideal der bürgerlichen Familie fokussiert wird, in der die Frau ausschließlich im Haushalt arbeitet (unbezahlte Sorgearbeit), nicht aber in der Erwerbswelt (bezahlte Erwerbsarbeit). Dieses Ideal schien für alle gesellschaftlichen Milieus erstrebenswert – übrigens auch für die Arbeiterfamilien – aber nur wenige Privilegierte konnten es sich als Lebensmodell tatsächlich leisten.

Nun also zur Marienthal-Studie, die nach dem Ort der Erhebung benannt ist. Marienthal ist ein kleiner Ort nahe Gramatneusiedl südlich von Wien. Das Besondere war, dass die Arbeitslosigkeit den ganzen Ort betraf, denn Marienthal war als Fabriks- und Arbeiterdorf gegründet worden – und ging mit der Schließung dieser Fabrik auch mit ihm zugrunde (vgl. Jahoda et al. 1933/2020: 32ff.). Marienthal war 1830 im Zuge der Errichtung einer Flachsspinnerei gegründet worden. Der Betrieb wuchs stetig; Männer und Frauen hatten dort einen sicheren Arbeitsplatz und wohnten in Arbeitersiedlungen. Das Aus der Fabrik kam 1929, etwa 100 Jahre nach ihrer Gründung. Nahezu der ganze Ort wurde arbeitslos, nur wenige arbeiteten in noch verbliebenen Kleinbetrieben oder in Nachbarorten. Etwa eineinhalb Jahre später startete die Feldstudie. Zu dieser Zeit lebten 1.486 Einwohner in Marienthal, aufgeteilt auf 478 Haushalte. In drei Viertel dieser Haushalte war zum Erhebungszeitpunkt niemand erwerbstätig (Jahoda et al. 2020: 39).

Die Marienthal-Studie ist u.a. für ihre Methode berühmt geworden, da hier in besonderer Art quantitative mit qualitativen Methoden verknüpft wurden, ohne dass der Begriff der Triangulation bereits bekannt gewesen wäre. Dazu schreibt Lazarsfeld: "Was uns vorschwebte, war eine Methode der Darstellung, die die Verwendung exakten Zahlenmaterials mit dem Sicheinleben in die Situation verband" (ebd.: 24). Quantitative Daten fanden sich in Gemeindedaten, sie wurden außerdem erhoben über Zeitverwendungsbögen sowie Aufzeichnungen zu Einkäufen und Mahlzeiten ausgewählter Familien. Aus der Lehrkräftebefragung ging zum Beispiel hervor, dass Schulkinder häufiger ein ausreichendes Gabelfrühstück (Schuljause) mitbrachten, wenn tags zuvor die Arbeitslosenhilfe ausgezahlt worden war, was damals im Zwei-Wochen-Takt der Fall war (ebd.: 37). Auch Bibliotheks-Entlehnungen und die Entwicklung der Mitgliederzahlen in örtlichen Vereinen wurden quantitativ ausgewertet.

Auch die qualitativen Daten wurden sehr variantenreich gesammelt, indem biografische Interviews geführt wurden, aber auch Tagebucheinträge und Briefe wurden für die Analyse verwendet. Zusätzlich beobachteten die Forschenden ärztliche Konsultationen, einen Turnkurs für Mädchen, befragten Lehrkräfte der Kinder und initiierten sogar ein Preisausschreiben für Jugendliche, in dem diese ihre Zukunftsvorstellungen zu Papier bringen sollten (ebd.: 26f.).

Das Erkenntnisinteresse der Studie war sehr breit angelegt, die Arbeitslosigkeit sollte in all ihren Facetten erfasst werden, und insofern gibt es keinen spezifischen Fokus auf familiäre Zusammenhänge. Der Familienbezug zur erlebten Arbeitslosigkeit ist jedoch in drei der insgesamt 20 Forschungsfragen erkennbar: (1) "Wirkungen auf die Schulleistungen der Kinder", (2) "Sind die älteren oder die jüngeren Kinder stärker von den Wirkungen der Arbeitslosigkeit betroffen?" und (3) "Veränderungen innerhalb der Familie" (Jahoda et al. 2020: 30).

Überraschenderweise werden die ersten beiden Fragestellungen im Verlauf des Forschungsberichts nicht wiederaufgenommen, sie bleiben unbeantwortet. Auch die "Veränderungen innerhalb der Familie" werden nur knapp behandelt, mit dem Hinweis, dass sie nicht systematisch erhoben werden konnten und "gerade in diesem Punkt unser Material sehr lückenhaft" sei (ebd.: 98). Trotzdem konnten einige "Bemerkungen" aus Gesprächen, vor allem mit Frauen, sowie Beobachtungen der Forschenden, wenn sie die Familien zu Hause besucht haben, und sogar einige Tagebucheinträge als Datenmaterial herangezogen werden. Trotz dieser methodischen Mängel (Forschungsfragen werden formuliert, aber nicht beantwortet), findet man in der Studie einige bedeutsame Erkenntnisse, die den Konnex zwischen Arbeitslosigkeit und Familie herstellen: (1) in Bezug auf die Auswirkungen der elterlichen Arbeitslosigkeit auf die Kinder und deren psychosomatische Verfassung, (2) auf die Eltern-Kind-Beziehungen und (3) die Paarbeziehung.

### **3.2.2 Eltern-Kind-Beziehung**

Jahoda et al. können ausführlich und anschaulich darstellen, inwieweit Kinder und Jugendliche unter der materiellen Not leiden, wenn die von Arbeitslosigkeit getroffene Familie trotz staatlicher Unterstützungszahlung nicht genügend Geld hat, um ausreichend Essen, Kleidung oder auch gesundheitliche Versorgung bereitzustellen. Mit Hilfe der Lehrkräfte haben sie eine Statistik erstellt, die zeigt, dass die Schuljause der Kinder genau dann dürftig ausfällt ("nichts oder trockenes Brot"), wenn das Geld knapp wird, d.i. vor der nächsten Unterstützungszahlung (ebd.: 37). Sie interviewen eine Familie, die ihren "siebenjährigen Buben (...) acht Tage von der Schule zu Hause lassen (musste), weil er keine Schuhe hatte" (ebd.: 52). Allein über dieses Beispiel deutet sich der Zusammenhang von Arbeitslosigkeit, materieller Not und Bildungsarmut an.

Außerdem erheben sie in Zusammenarbeit mit den Ärzten den Gesundheitszustand von Kindern unter 14 Jahren und kommen zu dem Schluss, dass nur 16% in "guter" Verfassung sind, immerhin ein Drittel der Kinder hat einen "schlechten" Gesundheitszustand (ebd.: 53), dazu kommt, dass 92% ein kariöses Gebiss haben (ebd.: 54). Das Sparen im Bereich der eigenen Gesundheit zeigt sich sogar dort, wo ein medizinischer Eingriff notwendig wäre. Weil schlichtweg das Fahrgeld zu teuer ist, muss eine Familie darauf verzichten, den Sohn ins Krankenhaus bringen zu lassen, wie seine Mutter erzählt:

*"Es ist immer verkühlt, wir sollten ihm die Mandeln und die Polypen nehmen lassen, aber wir haben kein Geld zum Hineinfahren ins Spital. Man müßt (sic!) ihn ja auch wieder abholen. Das sind zwei Fahrten. Vielleicht im Frühjahr." (ebd.: 103)*

Mit diesen quantitativen und qualitativen Einblicken in die Familien können Jahoda et al. eindrucksvoll festhalten, wie die Arbeitslosigkeit der Eltern und (schlechte) Gesundheit ihrer Kinder assoziiert sind. Dieser Zusammenhang gilt im Übrigen auch für die Erwachsenen. Ein besonders bildhaftes Beispiel kommt aus einem Marienthaler Ringerverein:

*"Die sieggewohnten Marienthaler Ringer konnten bei einer Ringmeisterschaft im Nachbarort nicht mehr antreten, weil dem Partner kein ebenbürtiger Schwergewichtler mehr gestellt werden konnte und auch die mittleren Klassen bei gleichem Gewicht einen viel schlechteren Allgemeinkörperzustand aufwiesen." (ebd.: 53)*

Wie materielle Not und Einschränkungen auf die Psyche der Kinder und Jugendlichen wirkt, zeige sich in der "resignativen" Art, die sie an den Tag legen. Auch viele Erwachsene ordnen Jahoda et al. dem empirisch generierten Haltungstyp "der Resignativen" zu – das ist ein Hauptergebnis der Studie. Doch seien es gerade "die Kinder, die dafür einen besonders deutlichen Maßstab liefern", denn sie zeigen ihre Resignation noch mal deutlicher (ebd.: 77). Die Forschenden sehen das dokumentiert in Schulaufsätzen, die die Marienthaler Kinder und Jugendlichen zum Thema Arbeitslosigkeit niederschreiben sollten. Man erkenne dort ihre "hoffnungslose Ergebenheit". Ähnliches konnten sie feststellen, als die Kinder gebeten wurden, ihre Weihnachtswünsche aufzuschreiben. Es fiel auf, dass sie im Konjunktiv formuliert sind und darauf hinweisen, dass man sich nur dann etwas wünschen könnte, wenn die Eltern Arbeit hätten:

*"Ich hätte an das Christkind viele Wünsche, wenn die Eltern Arbeit hätten. Ich bekam nichts: ich bekam nur Augengläser. Ich wollte einen Atlas und einen Zirkel." (11-jähriges Mädchen, zit. n. Jahoda et al. 2020: 76)*

Dabei versuchen die Eltern ihren Kindern auch dann noch Wünsche zu erfüllen, wo es finanziell schon sehr eng ist. Bei manchen Eltern erkennen sie eine "irrationale Wirtschaftsführung", wenn diese nämlich versuchen, kindliche Entbehrungen übermäßig auszugleichen, zum Beispiel, wenn die Schuljause knapp war:

*"Ein zwölfjähriger Junge, der am Tage vor der Auszahlung zum vierstündigen Unterricht ohne einen Bissen Brot erschienen war, bekommt am nächsten Tag eine Wurstsemmel, zwei Krapfen und ein Stück Schokolade mit" (ebd.: 73)*

Jahoda et al. kommen zu dem Schluss, dass vor allem die Kinder – aber auch die Wohnung – jene beiden Bereiche seien, die "gewöhnlich zuallerletzt vernachlässigt" würden (ebd.: 69), wenn die finanziellen Mittel durch die Arbeitslosigkeit nicht mehr ausreichend vorhanden sind. "Ich würde ja gern alles tragen, wenn man's den Kindern ersparen könnte", sagt ein Vater aus Marienthal und betont diesen Aspekt elterlicher (Für-)sorge nochmals: Die Kinder sollen die letzten sein, die unter der Arbeitslosigkeit ihrer Eltern leiden.

### **3.2.3 Paarbeziehung**

Ihre Forschungsfrage zum "Einfluss der Arbeitslosigkeit auf die Beziehungen der Familienmitglieder untereinander" beantworteten Jahoda et al. entlang der "Beziehung der Ehegatten" zueinander (vgl. ebd.: 98f.), wobei die Einschränkung auf die Ehegatten dadurch gerechtfertigt ist, da in der Stichprobe

alle Paare miteinander verheiratet sind. Sie sammeln dazu gegensätzliche Beobachtungen: Mal wird die eheliche Beziehung "durch die Arbeitslosigkeit gebessert", weil etwa "der Mann unter dem Einfluss der Not sich das Trinken abgewöhnt hat" (ebd.: 98) oder auch, weil er sich mehr im Haushalt beteiligt und "mehr aufs Haus und die Kinder schaut" (ebd.: 99). Ein andermal aber wird die Paarbeziehung konfliktreicher, weil es "unter dem Druck der Verhältnisse zu nervösen Ausfällen und gelegentlichen Unstimmigkeiten" kommt (ebd.: 99).

Ein besonderer Konfliktherd für die Paarbeziehung liege in der unterschiedlichen Bedeutung der Zeit für Mann und Frau, so die Autor\_innen (vgl. ebd.: 90ff.). Überhaupt ist die Zeit-Variable für die Studie zentral, denn die freie Zeit, die den arbeitslosen Menschen nun zur Verfügung steht, können sie nicht genießen. Vielmehr werde sie zur Belastung, zum "tragischen Geschenk": Man wisse nicht, wie man sie verbringen soll (ebd.: 83). Diesbezüglich gibt es einen wichtigen Unterschied zwischen Männern und Frauen, denn Letztere haben – obwohl auch von ihnen früher viele in der Fabrik tätig waren – weitaus weniger freie Zeit, weil sie nach wie vor für die Haushalts- und Sorgearbeit zuständig sind. Die Aufzeichnungen zur Zeitverwendung dokumentieren dies: Während Frauen tagsüber mit "Haushalt", "Wäsche" und "Kinderpflege" beschäftigt sind, verbringen die Männer viel Zeit mit "Nichtstun" oder im Arbeiterheim, aber deutlich weniger Zeit mit "Haushaltshilfe (Holzsammeln und -hacken, Kinder beaufsichtigen, Schrebergarten, Schuhflicken)" (ebd.: 88, 90). Hier wird das Festhalten an der traditionell weiblichen Zuständigkeit für die Haus- und Sorgearbeit deutlich sichtbar, die auch dann bestehen bleibt, wenn beide Partner ohne Erwerbsarbeit sind: Beide seien nun "verdienstlos", aber nur der Mann sei "arbeitslos", formulieren Jahoda et al. (ebd.: 91).

Dabei ist die Darstellung familienhistorisch interessant, weil sie mit den 1920er und 1930er Jahren eine Zeit abbildet, in der die patriarchal geprägte Familienstruktur unhinterfragt bleibt, und zwar auch im Arbeitermilieu, wo Männer und Frauen normalerweise quasi aus der Not heraus gleichberechtigt das Familieneinkommen erwirtschaften. Im Haushalt bleibt die Geschlechterordnung asymmetrisch-traditionell, indem die Frau für Küche und Kinder allein zuständig ist, sowohl zu Zeiten, wo beide erwerbstätig waren wie auch jetzt, in der Arbeitslosigkeit. Bezeichnenderweise gibt es keine Berichte über Konflikte, die darauf zurückzuführen sind, dass sich der Mann nicht ausreichend (oder sogar zu gleichen Teilen) an den Haushalts- und Betreuungsaufgaben beteiligt. Viel mehr kränkt es, wenn er nicht pünktlich zum Mittagessen erscheint, obwohl er doch genügend Zeit hätte. Es kommt sogar zum Streit, weil der Mann die Frau kritisiert, die nun mehr Zeit für die Haushaltsarbeit aufwenden muss ("mein Mann schimpft immer, weil ich nicht fertig werde"; ebd.: 91). Vom Mann wird nicht erwartet – übrigens weder von den Interviewten noch ist diese Lesart in der Interpretation der Autor\_innen erkennbar – dass er sich in größerem Ausmaß an der Hausarbeit beteiligt. Die Frau gilt damals als Alleinzuständige. Der Mann ist allenfalls Hilfsarbeiter im Haushalt und trägt bereits damit zum Familienfrieden bei, dass er nicht unangenehm auffällt ("der Mann gibt sein Geld her, spielt nicht, trinkt nicht und hilft ihr") (ebd.: 105).

Die unterschiedlichen Wirkrichtungen der Arbeitslosigkeit – ob sie also die Ehe stärkt oder schwächt – erklären die Autor\_innen schließlich mit der Beziehungsqualität, wie sie vor dem Eintritt in die Arbeitslosigkeit geherrscht habe. Eine "friedliche Ehe" sei weniger anfällig für Konflikte als eine, die bereits schon vorher "getrübt" war. Hier hätten die äußeren Umstände die Situation noch zusätzlich "verschärft":

*"Im Allgemeinen werden in den friedlichen Ehen kleine Unstimmigkeiten häufiger als früher vorkommen, während in schon früher getübten Beziehungen die Schwierigkeiten in erhöhtem Maß sich auswirken. Die Tendenzen, die jeweils in der Ehe selbst liegen, werden also durch die äußeren Umstände verschärft." (ebd.: 100-101)*

Der Verdienst der Marienthal-Studie ist sicherlich, dass sie besonders genau die Auswirkungen der Arbeitslosigkeit auf die Familie nachzeichnet. Die umgekehrte Richtung, inwieweit familiäre Verhältnisse den Eintritt in die Arbeitslosigkeit mitstrukturieren können, wird nicht betrachtet – was aber in diesem Setting auch nicht möglich gewesen wäre: Die Arbeitslosigkeit kam quasi extern und unausweichlich – über die Schließung der Fabrik – und traf die gesamte Dorfbevölkerung, unabhängig von deren familialen oder persönlichen Voraussetzungen.

### 3.3 Spätmoderne Familie

Bis heute hat sich das System der sozialrechtlichen Absicherung von Arbeitslosigkeit entscheidend weiterentwickelt. Unter bestimmten Voraussetzungen springt der Staat ein, wenn seine Bürger und Bürgerinnen ihren Lebensunterhalt nicht mehr selbst erwirtschaften können. Parallel dazu ist aber auf der Werte-Ebene ein Trend erkennbar, der in Richtung Individuum weist: Schönherr & Sturmberger meinen, dass sich das Bild von arbeitslosen Menschen entlang der letzten Jahrzehnte verändert hat. Seit etwa den 1990er Jahren begreife man **Arbeitslosigkeit als "individuelles Problem"**, und nicht mehr als Ergebnis "übermächtiger Marktmächte" (Schönherr & Sturmberger: 2021: 4). Politik und Medien würden gleichsam einen Deutungsdiskurs repräsentieren, der Arbeitslosigkeit mit persönlichen Unzulänglichkeiten erklärt:

*"Wird jemand arbeitslos, dann aufgrund persönlicher Defizite wie z.B. eine unzureichende Qualifikation, zu geringe Leistungsfähigkeit, fehlender Sprachkenntnisse oder keine ausreichende Arbeitsmoral" (ebd.: 2021: 4).*

Die Eigenverantwortlichkeit als Arbeitnehmer\_in reiht sich ein in eine Vielzahl von beobachtbaren Individualisierungsprozessen der so genannten Zweiten Moderne, wie sie seit den 1980er Jahren zunächst von Ulrich Beck beschrieben wurden (v.a. Beck 1983, 1986). Jeweils geht es darum, dass das Individuum keinen traditionell vorgegebenen Lebenswegen mehr folgen muss, was etwa Berufswahl, Partnerwahl, Familiengründung etc. angeht, sondern auf sich selbst zurückgeworfen ist – was gleichzeitig neue Freiheiten, aber auch Aufgaben mit sich bringt:

*"Individualisierung meint: (...) Die Biografie der Menschen wird aus traditionellen Vorgaben und Sicherheiten, aus fremden Kontrollen und überregionalen Sittengesetzen herausgelöst, offen, entscheidungsabhängig und als Aufgabe in das Handeln jedes Einzelnen gelegt. Die Anteile der prinzipiell entscheidungsverschlossenen, selbst herzustellenden Biografie nehmen zu." (Beck & Beck-Gernsheim, 1990:12f.)*

Für den gesellschaftlichen Teilbereich Familie bringen Individualisierungstendenzen zum Beispiel eine gestiegene Erwerbsbeteiligung von Frauen und Müttern mit sich, was wiederum die Gleichberechtigung der Geschlechter vorantreibt und die traditionelle Rollendifferenzierung zwischen Frauen und Männern, Müttern und Vätern abschwächt. Dies wird sichtbar in Schlagworten wie "Väterbeteiligung" oder "Vereinbarkeit von Familie und Erwerb", aber auch daran, dass in (heterosexuellen) Partnerschaften nicht "automatisch" der Mann die Funktion des Hauptnährers

übernimmt – obgleich die praktizierte Arbeitsaufteilung dem Wunsch nach Egalität bekanntlich noch immer hinterherhinkt (vgl. Geserick et al. 2023).

Wenn "Arbeitslosigkeit" und "Familie" in der Spätmoderne aufeinandertreffen, bedeutet das, dass die Familienmitglieder nicht *allumfassend* die finanzielle Absicherung für jene übernehmen müssen, die aufgrund von Jobverlust (oder anderen einkommensschwächenden Gegebenheiten) mitversorgt werden müssen. Für das (eigenverantwortliche) Individuum gibt es ein sozialstaatliches Netz, im Fall von Arbeitslosigkeit kann Arbeitslosengeld bezogen werden. Jedoch ist die Familie auch nicht gänzlich "außen vor". Sie kommt dort ins Spiel, wo Unterstützungsmaßnahmen des Wohlfahrtsstaats nicht mehr ausreichen, ihre Rolle ist (und war) gut mit der eines "Lückenfüllers" beschrieben, wie Pflegerl & Geserick (2010) in ihrer sozialhistorischen Analyse für Österreich gezeigt haben.

Der für die Spätmoderne typische individualistische Blick auf die Gesellschaft schlägt sich auch in der Sozialforschung nieder. Das haben Hess et al. bereits 1991 für die Studienlage zur Arbeitslosigkeit in Ostdeutschland festgestellt, die nach der Wiedervereinigung ein dringliches gesellschaftliches Problem dargestellt. Weil die empirische Arbeitsmarktforschung damals vor allem im Blick hatte, wie arbeitslose Individuen wieder an eine Erwerbsarbeit herangeführt werden könnten, standen *individuelle* Ursachen und nicht *familiale* Gegebenheiten im Zentrum der Aufmerksamkeit (ebd.: 179). Folglich habe **es viel mehr empirische Arbeiten gegeben, die individualistische Ansätze verfolgten als dass sie familiäre Konsequenzen berücksichtigten**. Es würde an Erhebungen fehlen, bei denen alle Betroffenen zu Wort kommen" (Hess et al. 1991: 179). Die Forschenden formulieren sogar, dass diese Herangehensweise zu einem "Wissensdefizit" führen würde, was den Zusammenhang der beiden gesellschaftlichen Teilbereiche Familie und Arbeitslosigkeit betrifft (ebd.).

Seither sind zur Arbeitslosigkeit in Verbindung mit familienrelevanten Themen einige Forschungsarbeiten entstanden. Inwieweit die Kritik aus dem Jahr 1991 mittlerweile aufgearbeitet werden konnte oder ob sie auch heute noch gelten könnte, wird in den folgenden Kapiteln zur aktuellen Studienlage erarbeitet.

## 4 Wirkdimensionen von Arbeitslosigkeit

Dass der Verlust des Arbeitsplatzes nicht nur ein ökonomischer Einschnitt ist, sondern auch auf der psychischen Ebene und im sozialen Miteinander negative Folgen haben kann, hat die Marienthal-Studie von Jahoda et al. (1933/2020) in eindrücklicher Weise dargestellt. Auf ihrer Basis entwickelte Jahoda später eine Skala zur Messung der latenten Folgen von Arbeitslosigkeit, die so genannte LAMB-Skala (Jahoda 1981).

### 4.1 Manifeste und latente Nutzen-Dimensionen von Arbeit: Die LAMB-Skala

Die von Jahoda (1981) entwickelte LAMB-Skala (*Latent and Manifest Benefits of Work*) hat einen sozialpsychologischen Fokus. Jahoda erkannte, dass es neben der offensichtlichen, **manifesten Funktion von Arbeit, nämlich dem unmittelbaren ökonomischen Nutzen**, noch weitere Vorzüge gibt, die eben nicht zielgerichtet geplant sind, aber genauso einen Nutzen haben. Sie bezeichnet sie deshalb als **latente, psychisch wirksame Vorzüge** der Erwerbsarbeit und verortet sie in fünf Dimensionen (vgl. Jahoda 1981: 188):

1. **(Zeitliche) Struktur:** Arbeit strukturiert den Tag,
2. **soziale Kontakte:** Arbeit ermöglicht Kontakte und regelmäßig wiederkehrende gemeinsame Erfahrungen mit Personen außerhalb der Kernfamilie,
3. **Kollektive Ziele<sup>5</sup>:** Arbeit bietet Ziele und Sinn außerhalb der eigenen Erfahrungswelt,
4. **Status und Identität:** Arbeit definiert Aspekte der eigenen Identität und des eigenen Status,
5. **regelmäßige Aktivität:** Arbeit hält Menschen aktiv.

Die **sechste Dimension ist der manifeste, ökonomische Nutzen**, der in späteren Arbeiten als eine weitere Nutzen-Dimension in die nunmehr sechsstufige LAMB-Skala integriert wurde (z. B. Selenko et al. 2020; Schönherr & Sturmberger 2021).

Für die Menschen, die ohne Arbeit sind, fallen die o.g. Erfahrungen weg. Insofern sei es nur verständlich, dass Arbeitslosigkeit destruktive Auswirkungen auf die psychische Verfassung habe (Jahoda 1981: 188). Umgekehrt seien die positiven Effekte von Erwerbsarbeit sogar dort zu beobachten, wo der Arbeitskontext negativ erlebt würde, und zwar deshalb, weil Arbeit ein Gefühl von Wirklichkeit vermittelt. Schon Freud habe erkannt, dass Arbeit die "stärkste Verbindung eines Menschen zur Realität" sei (Jahoda 1981: 189). Sie sei außerdem ein wichtiges Komplementär zur Freizeit, die man nur dann genießen könne, wenn man nicht zu viel davon hat:

*"The unemployed do not enjoy their 'leisure'; they become disheartened, lose their self-respect and their sense of time and feel on the scrap heap" (Jahoda 1981: 189).*

Diese fünf o.g. latenten Aspekte von Erwerbsarbeit wurden seither umfassend verwendet, empirisch getestet und in neuen Skalen verfeinert und weiterentwickelt (z. B. Muller et al. 2005; Kovacs et al. 2019; Selenko et al. 2020; Schönherr & Sturmberger 2021). Auch Bähr et al. (2022) haben mit einer adaptierten LAMB-Skala gearbeitet und mit ihrer in Deutschland durchgeführten Panel Studie "Arbeitsmarkt und soziale Sicherung" (PASS) neue Erkenntnisse gewonnen. Sie sind nach ihrer eigenen

---

<sup>5</sup> Im Original von Jahoda (1981) heißt es "the experience of social purpose" oder in der längeren Version: "employment links individuals to goals and purposes that transcend their own" (Jahoda 1981: 188, 189). Schönherr & Sturmberger (2021) übersetzten auf Deutsch "Teilhabe an kollektiven Zielen".

Einschätzung die ersten, die einen solch großen, repräsentativen Datenkorpus mit der Lamb-Skala analysieren (ebd.: 12).

Die zusätzliche Unterscheidung der **Erwerbstätigen-Gruppe** nach den Kriterien Arbeitsausmaß und Einkommen brachte zutage, dass die Funktionen von Arbeit durchaus unterschiedlich wirken können. So steigt etwa für Personen, die unselbstständig erwerbstätig sind, mit zunehmendem Ausmaß der **Arbeitsstunden** (ab 35 Stunden aufwärts) das Ausmaß ihrer **Aktivität**, die anderen latenten Funktionen von Arbeit ändern sich kaum. Wenn man wiederum nach dem **Einkommen** unterscheidet (während das Arbeitsausmaß konstant gehalten wird), zeigt sich deutlich, dass mit steigendem Einkommen die **Sozialkontakte zunehmen** und die Tätigkeit als stärker **sinnstiftend** erlebt wird (Bähr et al.2022: 8).

Bezüglich des subjektiven Erlebens kann die Studie zeigen, dass arbeitslose Menschen signifikant niedrigere Werte entlang der Lamb-Skala aufweisen: Sie fühlen sich inaktiver, haben weniger Sozialkontakte, sind zeitlich weniger strukturiert, erleben sich als sozial weniger einflussreich (niedrigerer Sozialstatus), erfahren ihr Tun als weniger sinnstiftend und sind finanziell stärker belastet. Wenn man zusätzlich die Dauer der Arbeitslosigkeit berücksichtigt, zeigt sich, dass nach mehreren Monaten der Arbeitslosigkeit vor allem die finanzielle Belastung nochmals zunimmt und auch die sozialen Kontakte immer mehr eingeschränkt werden (Bähr et al.2022: 10). Interessant ist, dass sich die Faktoren "sozialer Status", "zeitliche Struktur" und "Sinnstiftung" im **Längsschnitt nicht kontinuierlich verschlechtern**, sondern es zwischenzeitlich kleinere Aufwärtstrends gibt. Die Autoren interpretieren dies mit einer kognitiven **Adaptierungsleistung** (ebd.: 10). Offenbar können sich arbeitslose Personen mit ihrer Situation arrangieren bzw. passen sich ihr an. Im Zusammenhang mit sozialem Status könnte das so zu erklären sein, dass man sich aufgrund seiner Arbeitslosigkeit in neuen sozialen Kreisen bewegt, sich vielleicht mit anderen Arbeitslosen anfreundet, so dass schlussendlich die subjektive Referenzskala bezüglich Status nach unten korrigiert wird (ebd.: 11).

Bemerkenswert ist eine Erkenntnis zum Ehrenamt: Selenko et al. (2020) haben in einer Längsschnittstudie festgestellt, dass **ehrenamtliche Arbeit ebenso die latenten Funktionen erfüllt wie bezahlte Arbeit**, das heißt der psychologische Nutzen des Arbeitens entsteht sogar unabhängig von einer finanziellen Entlohnung. Da die Studie gleichzeitig in Großbritannien und Deutschland durchgeführt wurde, ergaben sich außerdem interessante Ergebnisse auf kulturvergleichender Ebene: In Deutschland wirkte besonders der über die gemeinsame Arbeit erlebte Zweck (Sinnstiftung) und die sozialen Kontakte positiv auf die psychische Gesundheit; in Großbritannien profitierten arbeitende Personen vor allem über ihre Aktivität und die Zeitstruktur (ebd.). Das legt nahe, dass das individuelle Erleben von Arbeit bzw. Arbeitslosigkeit auch von kulturellen Normen mitstrukturiert ist, die es zu berücksichtigen gilt.

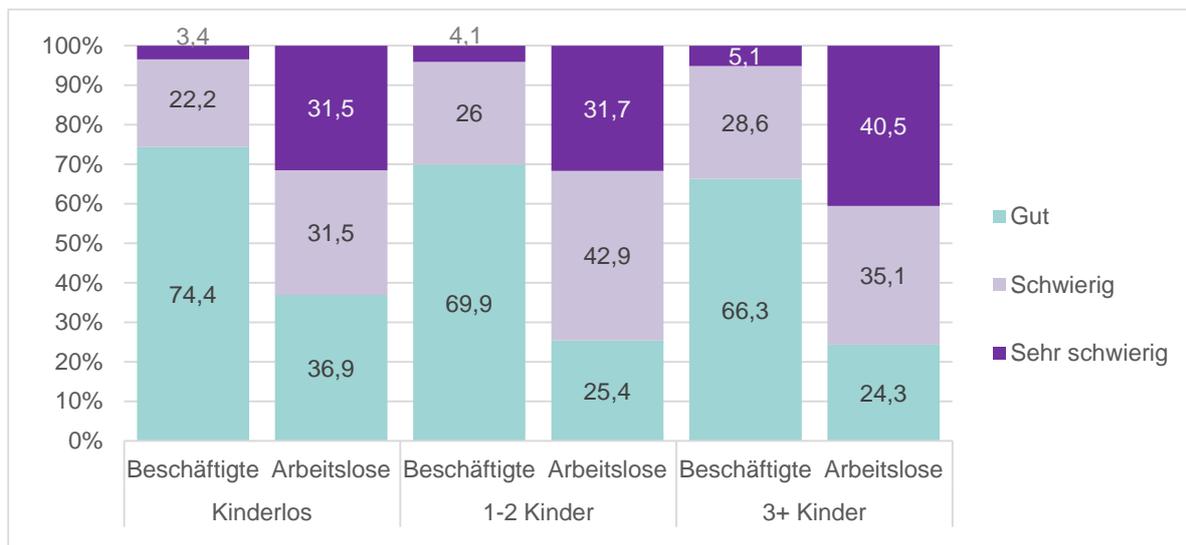
Was passiert nun, wenn diese Funktionen der Erwerbsarbeit wegfallen, weil Menschen arbeitslos werden? Im Folgenden wird auf drei Dimensionen fokussiert: die ökonomischen, gesundheitlichen und sozialen Folgen von Arbeitslosigkeit.

## 4.2 Ökonomische Folgen

Die finanziellen Einbußen, die ein Arbeitsverlust mit sich bringt, liegen auf der Hand und sind quantitativ gut abbildbar. Deshalb nennt sie Jahoda (1981) "manifeste" Folgen. Wer arbeitslos ist, ist stärker von Armut bedroht.

Die Beziehung von Arbeitslosigkeit, Familiensituation und finanzieller Belastung lässt sich anhand von Daten unterstützen, die kürzlich (Frühjahr 2023) im Rahmen des Generations and Gender Programmes (GGP) für Österreich erhoben wurden. In einer einfachen deskriptiven Auswertung – die nicht den Anspruch hat, Kausalitäten abzubilden – wurde die persönliche Einschätzung, wie gut man mit dem Haushaltseinkommen zurechtkommt (gut vs. schwierig) unterschieden nach Kinderzahl und Erwerbsstatus (arbeitssuchend vs. unselbstständig erwerbstätig). Die untere Grafik zeigt dabei anschaulich, dass arbeitssuchende Personen weitaus häufiger extrem finanziell belastet sind ("sehr schwierig"). Außerdem steigt diese Belastung mit der Kinderzahl.

**Abbildung 2: Auskommen mit dem Einkommen, nach Erwerbsstatus + Kinderzahl (2023)**



Quelle: ÖIF 2023; Datenquelle: GGP Österreich 2023. Angaben in Prozent. N1=5.192 unselbstständig Erwerbstätige und N2=294 Arbeitssuchende. Alter: 18-59 Jahre. Originalfrage: "Wenn Sie an das monatliche Gesamteinkommen Ihres Haushalts denken - wie kommt Ihr Haushalt damit aus?" Antwortmöglichkeiten: "Mit großen Schwierigkeiten" (=sehr schwierig); "Mit mittleren Schwierigkeiten" + "Mit kleineren Schwierigkeiten" (=schwierig), "Relativ gut", "Gut" + "Sehr gut" (=Gut). "Arbeitslos" heißt, dass der bzw. die Respondent\_in arbeitslos ist, der bzw. die Partner\_in wurde nicht berücksichtigt.

Dieser Zusammenhang mag nicht überraschen, er ist aber eindrücklich in seiner Vehemenz. Knapp zwei Drittel (63 %) der arbeitssuchenden Personen ohne Kinder kommen schlecht mit ihrem verfügbaren Haushaltseinkommen aus (Beschäftigte: 25,6%). Wenn sie ein oder zwei Kinder haben, sind es bereits drei Viertel (74,6%), in Mehrkinderfamilien ab drei Kindern etwas mehr (75,6%). Der Anteil der stark Belasteten ("sehr schwierig") ist dabei sehr hoch: **Unter Arbeitssuchenden mit 1-2 Kindern fühlt sich etwa knapp ein Drittel (31,7%) stark belastet, hingegen sind es unter den Beschäftigten mit gleicher Kinderzahl gerade einmal 4,1%.** Interessanterweise fühlen sich Kinderlose genauso oft stark belastet wie Personen mit ein oder zwei Kindern, und das gilt für Beschäftigte genauso wie für Arbeitslose. So geben – wie gesehen – 31,7% der arbeitslosen Eltern mit ein oder zwei Kindern an, stark belastet zu sein, unter den Kinderlosen sind es aber rund genauso viele: 31,5%. Folgende Interpretation ist

denkbar: Offenbar dürfte es *innerhalb* der Gruppe der finanziell stark belasteten Arbeitslosen keine allzu große Rolle spielen, ob man Kinder hat oder nicht. Möglicherweise ist die finanzielle Situation ohnehin enorm angespannt (z.B. weil man Schulden hat), und ob man Kinder zu versorgen hat, spielt dann im Sinn einer finanziellen Belastung keine allzu entscheidende Rolle mehr.

Mit Blick darauf, dass auch in der Arbeitslosigkeit Gender-Ungleichheiten existieren, sei noch auf ein rezentes Studienergebnis verwiesen. Für das von der Corona-Pandemie noch stark geprägte Jahr 2021 haben Schönherr & Sturmberger (2021) für Österreich erhoben, dass im Frühsommer zwischen 51% und 66% der Arbeitslosen in einem armutsgefährdeten Haushalt lebten (2021: 11). Besonders deutlich fällt der **Unterschied zwischen Müttern und Vätern** aus. **Väter erhielten durchschnittlich höhere Ersatzleistungen als Mütter**, was wiederum die bestehenden Ungleichheiten auf dem Arbeitsmarkt abbildet und letztlich fortführt (ebd.: 11). In der erwähnten Studie erhielt mehr als jede zweite arbeitslose Mutter (55%) einen Maximalbetrag von 800 Euro monatlich, während es unter den arbeitslosen Vätern gerade einmal 14% waren – deren monatliches Einkommen lag höher und betrug für den Großteil um die 1.000 Euro (2021: 11).

### 4.3 Gesundheit

Das Thema Gesundheit ist im Zusammenhang mit Arbeitslosigkeit besonders gut beforscht. Zahlreiche Einzel- und auch Metastudien haben sich damit beschäftigt, inwieweit die psychische und physische Gesundheit unter dem Verlust der Erwerbsarbeit leidet – oder umgekehrt eine Erkrankung die Gefahr eines Jobverlusts erhöhen kann. Die erste Wirkrichtung steht häufiger im Fokus: **gesundheitliche Risiken als Folge von Arbeitslosigkeit**. Die gesundheitlichen Dimensionen, die beforscht wurden, reichen von subjektivem Wohlbefinden über Schlafstörungen, Depressionen, Alkoholmissbrauch, Herzkrankheiten, suizidalem Verhalten, bis hin zur Mortalitätsrate (vgl. z. B. McKee-Ryan et al. 2005).

Den Erkenntnissen Jahodas (1981) folgend, wurde etwas häufiger auf die psychische Gesundheit fokussiert als auf die physische, wobei beide Ebenen naturgemäß zusammenspielen. Die Befunde von Jahoda zu den psychischen Belastungen arbeitsloser Personen wurden in der Zwischenzeit mehrfach reproduziert und die Erhebungsverfahren verfeinert. Bähr et al. (2022) beispielsweise verwenden in ihrer Studie eine von Kovacs et al. 2019 weiterentwickelte Skala. Im Unterschied zu Jahoda fokussieren sie nicht ausschließlich auf das psychische Wohlbefinden, sondern ergänzen die Skala um die subjektive Einschätzung und die Zufriedenheit mit dem allgemeinen Gesundheitszustand (Bähr et al. 2022: 5). In dieser Studie nun können sie mit Daten aus Deutschland abermals zeigen, dass die individuelle positive Einschätzung der Gesundheit mit dem Vorhandensein einer Erwerbstätigkeit korreliert. Sehr einfach ausgedrückt: Menschen, die arbeitslos sind, fühlen sich kränker als Personen, die (unselbstständig) erwerbstätig sind. Das gilt für alle drei Dimensionen, die in dieser Studie erhoben wurden: die Zufriedenheit mit dem eigenen, allgemeinen Gesundheitszustand und die Einschätzung des allgemeinen sowie des psychischen Gesundheitszustandes. Dabei können die Lamb-Faktoren diese Korrelation zum Großteil erklären. Statistisch ausgedrückt kann das Modell zeigen, dass eine **arbeitslose Person um 15% unzufriedener mit ihrem allgemeinen Gesundheitszustand** ist als eine Vollzeit erwerbstätige Person (Bähr et al. 2022: 11).

Welche gesundheitlichen Probleme konkret auftreten bzw. unter arbeitslosen Menschen häufiger anzutreffen sind, zeigen verschiedene Studien. Für Österreich konnten Schönherr & Sturmberger (2021) nachweisen, dass **psychosomatische Probleme unter Arbeitslosen weiter verbreitet** sind als unter Beschäftigten:

*"Während sich die psychosomatischen und depressiven Beschwerden bei Beschäftigten jeweils im einstelligen Bereich bewegen, steigen sie bei Arbeitslosen auf bis das Fünffache an. Vor allem depressive Gedanken (19%), Nervosität (18%) und Schlafstörungen (16%) sowie unkontrollierbare Sorgen (16%) sind unter Arbeitslosen weiter verbreitet. Mit 28% hat mehr als jede oder jeder vierte Arbeitslose mindestens eine dieser psychosomatischen Beschwerden an mehr als der Hälfte aller Tage pro Woche." (Schönherr & Sturmberger 2021: 18f.).*

In derselben Studie zeigt eine weitere Analyse, die nach der Dauer der Arbeitslosigkeit differenziert, dass **Langzeitarbeitslose**, die für mindestens ein Jahr nicht erwerbstätig waren, ein **noch höheres Gesundheitsrisiko** aufweisen. Dies betrifft vor allem "Symptome im Kontext von Depression und Angst sowie Schlafstörungen" (Schönherr & Sturmberger 2021: 19).

Zu vergleichbaren Ergebnissen gelangt eine weitere österreichische Studie von Raml & Waldhauser (2021). Es handelt sich um eine **Sonderauswertung des Österreichischen Arbeitsklima Index**, der jährlich von der Arbeiterkammer Oberösterreich vorgenommen wird und die österreichische Arbeitnehmerschaft zu ihrer Arbeitszufriedenheit, Arbeitsbelastung und Gesundheit befragt. In der Sondererhebung wurden während der Corona-Pandemie (Anfang 2020 bis Anfang 2021) nicht nur knapp 6.000 Erwerbstätige, sondern auch 550 Arbeitslose befragt. Für die psychosomatisch assoziierten Symptome **Bluthochdruck und Angst- und Beunruhigungszustände** gab es deutliche Unterschiede zwischen Erwerbstätigen und Arbeitslosen, wobei auch diese Studie die **nochmal prekärere gesundheitliche Lage für langzeitarbeitslose Menschen** offenbart:

- **Bluthochdruck:** Darunter leiden nach eigenen Angaben 17% der Erwerbstätigen, 24% der Arbeitslosen und immerhin 38% der Langzeitarbeitslosen (Raml & Waldhauser 2021: 20).
- **Angst- und Beunruhigungszustände:** Davon berichten 19% der Erwerbstätigen, 30% der Arbeitslosen und 35% der Langzeitarbeitslosen (ebd.).

Die o.g. Studie von Raml & Waldhauser (2021) kann insgesamt überzeugend darlegen, wie die verschiedenen Bereiche des psychischen und physischen Wohlbefindens ineinandergreifen. Denn auch verschiedene weitere Dimensionen der Lamb-Skala wurden hier abgefragt, wie etwa das Gefühl, sozial integriert bzw. isoliert zu sein. Dieser Punkt und weitere Dimensionen des Sozialen werden im folgenden Abschnitt (4.4) genauer behandelt.

Es ist wichtig darauf hinzuweisen, dass der empirisch sichtbare Zusammenhang zwischen Arbeitslosigkeit und Gesundheit in Hinblick auf Ursache und Konsequenz nicht so eindeutig ist, wie er auf den ersten Blick erscheinen mag. Dies gilt vor allem für die psychische Gesundheit (Paul et al. 2016). Zwar scheint plausibel, dass die Belastung durch den Wegfall der Arbeit und den damit verbundenen Einschränkungen stress- und damit krankheitsfördernd sein kann. Die Erkrankung wäre eine Folge von Arbeitslosigkeit, es bestünde ein einseitig kausaler Zusammenhang. Dies entspricht der **Kausalitätshypothese**, die in vielen empirischen Arbeiten vertreten wird. Möglich ist aber auch der umgekehrte Zusammenhang, der in der **Selektionshypothese** formuliert ist. Diese geht davon aus, dass **(psychisch) erkrankte Arbeitnehmer\_innen ohnehin ein größeres Risiko haben, ihren Arbeitsplatz zu**

**verlieren**, etwa aufgrund krankheitsbedingter Fehlzeiten oder weil Personen mit psychischen Problemen im Arbeitsalltag benachteiligt werden (vgl. Paul et al. 2016: 374ff.). Die Kausalitäts- und Selektionshypothese müssen sich nicht notwendigerweise ausschließen, vielmehr können sich beide Wirkrichtungen gegenseitig verstärken – was sich auf der Ebene des Individuums wie ein "Teufelskreis" oder eine "Negativspirale" darstellt: Wer krank ist, verliert eher seinen Job; und wer seinen Job verloren hat, wird eher krank – was die Rückkehr auf den Arbeitsmarkt abermals erschwert.

Wem aber die **Rückkehr** gelingt, der zeigt **Verbesserungen im gesundheitlichen Wohlbefinden**. Dieses Ergebnis resultiert aus verschiedenen Längsschnitt- und Metaanalysen, welche die Übergänge von Beschäftigung zu Arbeitslosigkeit und zurück in die Beschäftigung dokumentiert und analysiert haben (z. B. Tøge & Blekesaune 2015, Paul & Moser 2009, McKee-Ryan et al. 2005). Es scheint jedoch so zu sein, dass die Rückkehr in den Erwerbsalltag zwar einen (subjektiv berichteten) **gesundheitlichen Aufschwung** mit sich bringt, der aber **nicht so stark ausgeprägt ist wie die Verschlechterung des Gesundheitszustands**, der mit dem Verlust des Arbeitsplatzes einhergeht. Diese Beobachtung haben Tøge & Blekesaune (2015) in ihrer umfangreichen Längsschnitt- und ländervergleichenden Analyse mit Daten aus 28 Ländern des EU-SILC gemacht (2008 bis 2011). Der Effekt bei Verlust ist statistisch signifikant, jener bei Rückkehr nicht (ebd.: 174). Auch stützen ihre Ergebnisse die oben erwähnte **Selektionshypothese**, weil die Daten nahelegen, dass arbeitslose Menschen *generell* weniger gesund sind als erwerbstätige. Dieser Gruppen-Unterschied (Querschnitt) ist nämlich stärker als jener der interindividuellen Unterschiede (biografischer Längsschnitt), die mit Job-Übergängen einhergehen (ebd.: 175).

Ein Faktor, der die Auswirkungen von Arbeitslosigkeit auf die psychische Gesundheit zusätzlich verstärken oder mildern kann (als sog. moderierende Variable), ist die **individuelle sozioökonomische Lage**. Menschen, die eine geringere Bildung haben oder in einem gewerblich-technischen Beruf arbeiten (statt in einem anspruchsvolleren Büro-Job), sind demnach psychisch vulnerabler, wenn sie diesen Job verlieren (Paul et al. 2016: 377; Paul & Moser 2009; McKee-Ryan et al. 2005).

Auch das **Geschlecht** wurde für die Erklärung der Wirkung von Arbeitslosigkeit auf die psychische Gesundheit als moderierende Variable untersucht, allerdings sind die Ergebnisse uneinheitlich. Nach Paul & Moser (2009) **leiden Männer offenbar stärker als Frauen unter dem Verlust des Arbeitsplatzes**. Zwar hat die Studie von McKee-Ryan et al. (2005) im Vergleich von arbeitslosen Männern und Frauen genau dies *nicht* belegen können. Wenn man jedoch als Kontrollgruppe die Erwerbstätigen integriert, zeigt sich für arbeitslose Männer eine signifikant schlechtere psychische Gesundheit (im Vergleich zu erwerbstätigen Männern) als das bei Frauen der Fall ist (die psychische Gesundheit zwischen erwerbstätigen und arbeitslosen Frauen ist ähnlicher). Paul et al. erklären die Ergebnisse damit, dass der Arbeitsplatzverlust für Männer schwerer wiegt als für Frauen, weil erstere (auch heute noch) häufiger berufliche Positionen innehätten, die finanziell und ideell (sozialer Status) höher entlohnt werden (ebd. 2016: 378). Die "Fallhöhe" ist für Männer quasi höher als für Frauen. Zu berücksichtigen ist, dass die zugrundeliegenden Studien der Metaanalyse von Paul & Moser (2009) teils bis in die 1960er Jahre zurückreichen. Es ist anzunehmen, dass der hohe gesellschaftliche und individuelle Stellenwert männlicher Erwerbsarbeit mittlerweile an Kraft verlieren dürfte, während weibliche Erwerbsarbeit in den letzten Jahrzehnten nicht nur quantitativ, sondern auch an ideellem und ökonomischen Wert zugenommen hat.

Eine **verfeinerte Lesart zum Geschlechterunterschied** bezüglich psychischer Auswirkungen bietet eine israelische Studie (Kulik 2000). Hier wird der Partnerschaftsstatus berücksichtigt und festgestellt, dass besonders **geschiedene und verwitwete Personen** unter psychischem Stress leiden, wenn sie arbeitslos werden – und zwar unabhängig vom Geschlecht (Kulik 2000: 497). Insofern spielen der **Familienstatus** und die damit verbundenen täglichen Herausforderungen eine **entscheidendere Rolle als die Geschlechter-Variable** (ebd.). Verheiratete wiederum berichten häufiger von finanziellen Sorgen, die aus der Arbeitslosigkeit resultieren als Alleinstehende (ebd.).

#### 4.4 Soziale Folgen und soziale Ressourcen

Für den Zusammenhang zwischen Arbeitslosigkeit und sozialem Umfeld sind zwei Wirkrichtungen denkbar: Entweder verursacht ein Mangel an sozialer Integration durch den Wegfall der Erwerbsarbeit einen Leidensdruck bei den Arbeitslosen und zieht weitere Probleme nach sich (**Hypothese des kausalen Zusammenhangs**) oder das soziale Umfeld schützt die Betroffenen vor solchen Auswirkungen (**Pufferhypothese**). Beide Hypothesen werden nachfolgend erläutert.

Zunächst zu den negativen Folgen (Kausalitätshypothese): Dass der Nicht-Erwerb unmittelbare **Einschränkungen für das soziale Miteinander im Familien- und Freundeskreis** nach sich zieht, zeigt sich im Alltag zum Beispiel bereits dann, wenn das Geld nicht ausreicht, um eine Urlaubsreise zu finanzieren oder zum gemeinsamen Essen zu Hause einzuladen. Diese beiden Items sind Bestandteil des EU-SILC (Statistik über Einkommen und Lebensbedingungen), und sie wurden ebenso in der Studie von Schönherr & Sturmberger (2021) für Österreich erhoben. Hier zeigte sich:

- Für 75% der Arbeitslosen ist es nicht leistbar, "eine Woche Urlaub an einem anderen Ort zu machen".
- Für 52% der Arbeitslosen ist es nicht leistbar, "einmal pro Monat Freunde oder Verwandte zu sich nach Hause zum Essen einzuladen". (ebd.: 13)

Der Wegfall von Arbeitskontakten und die Einschränkung sozialer Aktivitäten außerhalb der Arbeit kann dazu führen, dass sich arbeitslose Menschen einsam fühlen. Auch das ist empirisch nachgewiesen. Die oben bereits erwähnte Studie von Raml & Waldhauser (2021) hat für Österreich ergeben, dass sich **arbeitslose Personen häufiger sozial isoliert fühlen** als Erwerbstätige (41% vs. 33%). Ein interessantes Ergebnis liefert die Differenzierung danach, wie lange die Arbeitslosigkeit bereits anhält. Denn das Gefühl der sozialen Isolation ist in den ersten drei Monaten der Arbeitslosigkeit häufiger anzutreffen als unter jenen, die von Langzeitarbeitslosigkeit betroffen sind (47 % vs. 28 %). Die Autor\_innen erklären den **geringeren Anteil der Einsamen unter den Langzeitarbeitslosen** mit einem "Prozess der konstruktiven Anpassung":

*"Dieser führt zu einer weitgehenden Kompensation des Verlusts der sozialen Funktionen von Arbeit mit anderen sozialen Aktivitäten, wie beispielsweise der Ausübung von Hobbys, Schwarzarbeiten und anderen Tätigkeiten, die zur Intensivierung sozialer Kontakte führen." (Raml & Waldhauser 2021: 23).*

Die sozialen Beziehungen sind aber nicht nur von der Arbeitslosigkeit *betroffen*, sondern sie können auch die Situation *strukturieren* bzw. im besten Fall abfedern. Diese Perspektive ist in der Sozialpsychologie auch bekannt als **Pufferhypothese** (Atkinson et al. 1986, zit. n. Fink et al. 2018: 63). Atkinson et al. haben bereits 1986 dargelegt, dass den sozialen Beziehungen vor allem zwei Funktionen

zukommen: Sie können (1) "bei der Wiederaufnahme von Beschäftigung unterstützend wirken" oder sie können (2) "zur Bewältigung der Arbeitslosigkeit beitragen". Folglich können jene Personen, die auf ein persönliches Netzwerk zurückgreifen können, besser mit der belastenden Situation umgehen und sind schließlich weniger in ihrem Wohlbefinden eingeschränkt als Personen, die nicht derart vernetzt sind. Dabei ist scheinbar bereits die *Wahrnehmung*, dass man in ein soziales Netzwerk eingebunden ist, gesundheitsfördernd – ohne dass notwendigerweise tatsächliche Unterstützung stattfindet. Für andere Lebensbereiche bzw. kritische Lebensereignisse wurden diese beiden Aspekte sozialer Integration vielfach empirisch untersucht und wirken demnach positiv auf die psychische Gesundheit: Der Beitrag zur Bewältigung kann also darin liegen, dass das betroffene Individuum entweder **tatsächlich unterstützt** wird bzw. es genügt bereits die **Wahrnehmung, sozial integriert zu sein** (vgl. z. B. Shor et al. 2013; Uchino 2004). Während die wahrgenommene Unterstützung damit beschrieben ist, dass die Betroffenen fest daran glauben und darauf vertrauen, dass ihnen prinzipiell ein unterstützendes Netzwerk zur Verfügung steht, ist die tatsächliche Unterstützung messbar in emotionalen oder praktischen Hilfeleistungen. Im Zusammenhang mit Arbeitslosigkeit wird tatsächliche Unterstützung etwa auf finanzieller Ebene evident, wenn nämlich Freunde oder Verwandte Geld leihen. In Österreich **gibt 2021 knapp jeder vierte Arbeitslose (23 %) an, sich an "Freunde oder Familie" zu wenden, um sich Geld auszuleihen**. Dabei wird diese Strategie weitaus häufiger von jenen angewendet, die vor ihrer Arbeitslosigkeit vergleichsweise wenig verdient haben. (Ehemals) Besserverdienende greifen dafür häufiger auf eigene Ersparnisse zurück (vgl. Schönherr & Sturmberger 2021: 12, Tabelle 2).

Dass das Vorhandensein sozialer Netzwerke und familialem Rückhalt eine Rolle dabei spielt, wie Arbeitslosigkeit auf die psychische Gesundheit wirkt, ist in der Forschungsliteratur unumstritten. Allerdings sind die **präzisen Wirkmechanismen und das Ausmaß dieses Einflusses in vielerlei Hinsicht noch unklar**. Dies legen die unterschiedlichen Ergebnisse von Studien nahe, die versucht haben, soziale Integration zu operationalisieren und ihren Einfluss im Zusammenspiel zwischen Arbeitslosigkeit und psychischer Gesundheit statistisch zu messen. Einige Studien kommen sogar zu dem Schluss, dass soziale Integration *keinen* statistisch signifikanten moderierenden Einfluss darauf hat, dass Arbeitslosigkeit von den Betroffenen besser verkraftet würde. Untersucht wurden konkret der Rückhalt vom Ehepartner bzw. der Ehepartnerin und informelle Kontakte zur Nachbarschaft (Kessler et al. 1987), die Möglichkeiten sozialer Interaktionen (Janlert & Hammarström 2009) sowie die Anzahl enger und weniger enger Sozialkontakte außerhalb des Haushalts (Krug & Eberl 2018). In keiner dieser Studien hatte die soziale Komponente einen messbar vermindernden Einfluss der durch die Arbeitslosigkeit evozierten Stressoren auf die psychische Gesundheit. In die gleiche – eher ernüchternde – Richtung weisen auch die Studienergebnisse von Krug & Prechsl (2020). Die Autoren wollten untersuchen, wie genau Arbeitslosigkeit die psychische Gesundheit beeinflusst und haben dazu die beiden Hypothesen (Kausalitätshypothese und Pufferhypothese) anhand von Längsschnittdaten der deutschen PASS-Studie getestet. Die Aspekte sozialer Integration wurden operationalisiert als: Anzahl der engen und weniger engen sozialen Beziehungen, Konflikte im Haushalt, berufstätige Freunde, allgemeine und auf die Jobsuche bezogene soziale Unterstützung. Die psychische Gesundheit wurde als Selbsteinschätzung erhoben ("Wie stark wurden Sie in den letzten vier Wochen von psychischen Problemen wie Angst, Niedergeschlagenheit oder Reizbarkeit beeinflusst?"). Es zeigte sich, dass **nur zwei sozial assoziierte Faktoren einen Einfluss auf die psychische Gesundheit** für eine arbeitslose Person hatten: die **Anzahl ihrer engen Beziehungen und**

die **Häufigkeit von Konflikten zu Hause**. Abseits dieser Detail-Ergebnisse konnte jedoch die Kausalitätshypothese empirisch *nicht* nachgewiesen werden, und die Pufferhypothese nur eingeschränkt. So schließen die Autoren mit dem Hinweis, dass soziale Integration zwar eine relevante Größe sei, um psychischen Stress bei Arbeitslosigkeit abzufedern, dass jedoch ihr **Einfluss größtenteils im Dunkeln läge beziehungsweise eine geringere Reichweite hätte als die Forschung bislang angenommen hatte** (Krug & Prechsl 2020: 10).

Auch Janlert & Hammarström (2009) bewerten den **theoretischen Erklärungsgehalt sozialer Integration für die psychische Gesundheit als vergleichsweise gering**. In ihrer Studie vergleichen sie verschiedene theoretische Ansätze und kommen zu dem Schluss, dass der Ansatz von Jahoda (1981), also das Modell der latenten Funktionen von Erwerbsarbeit (LAMB-Skala), den höchsten statistischen Erklärungswert hat. Innerhalb dieses Modells wiederum haben das Vorhandensein einer Zeitstruktur und tägliche Aktivitäten den größten (positiven) Einfluss darauf, wie eine arbeitslose Person ihr psychisches Wohlbefinden erlebt.

Für jene **Studien, die soziale Integration oder Unterstützung als moderierende Variable in statistischen Modellen** untersuchen, ist auffallend, dass diese "soziale" Komponente kaum näher expliziert wird. Wer nämlich die "sozialen Beziehungen" tatsächlich sind, bleibt oft im Dunkeln. Stattdessen wird in "enge" und "weniger enge" Kontakte unterteilt, um dann beispielsweise die Anzahl dieser Kontakte als metrische Variable zu verwenden. Der Begriff "Familie" oder **familiale Rollenträger (Eltern, Kinder, usw.) werden hingegen selten explizit genannt**. Das veranschaulicht eine jüngst erschienene Metaanalyse, die sich mit Präventions- und Interventionsprogrammen für arbeitslose Menschen beschäftigt hat, um psychischen Problemen vorzubeugen bzw. entgegenzuwirken (Arena et al. 2023). Von den 33 untersuchten internationalen Studien hat lediglich eine den familialen Kontext konkret benannt, wobei es darum ging, den Partner bzw. die Partnerin in ein Interventionsprogramm für Arbeitslose einzubeziehen (Howe 2022, vgl. Kapitel 5.5).

Studien, die das **subjektive Erleben arbeitsloser Menschen deskriptiv erhoben** haben und explizit den Familienbegriff verwenden, haben erkannt, dass **familiale Netzwerke offenbar stabiler sind als sonstige soziale Netzwerke** (z. B. Freundschaften), die bei anhaltender Arbeitslosigkeit ausdünnen (Fink et al. 2018: 5; Buchner & Leßmann 2016). Gleichzeitig scheint sich die **Aufmerksamkeit weg von den außerfamilialen Sozialkontakten hin zur Familie zu verschieben**. Dies hat eine schon ältere Studie unter Kernfamilien-Haushalten in Nordrhein-Westfalen (Deutschland) erhoben, in denen der "Familienvater" arbeitslos geworden war (Hess et al. 1991). Die Forschenden beobachteten einen ausgeprägten **Rückzug der Familie aus dem sozialen Umfeld**, der sich darin äußerte, dass ein Drittel der Befragten die Kontakte zum Freundes- und Bekanntenkreis reduziert hatte. Zudem berichtete jeder Zweite (46 %) davon, Angst zu haben, mit anderen über die eigene Arbeitslosigkeit zu sprechen, weil negative Reaktionen erwartet wurden (Hess et al. 1991: 186). Gleichzeitig wurde eine **Hinwendung zur Familie** sichtbar, die sich etwa darin zeigte, dass knapp zwei Drittel der befragten Väter (63 %) angaben, sie erführen durch ihre Kinder "einen großen Halt" (ebd.: 186). Ebenso rangiert der Familienbereich ganz oben, wenn es um Aktivitäten geht, mit denen die arbeitslosen Männer nun ihre freie Zeit verbringen ("sich mehr mit der Familie beschäftigen"), und die Sozialkontakte ("Besuche empfangen") stehen bezeichnenderweise an letzter Stelle:

*"Fragt man danach, was im Vergleich zu früher häufiger getan wird, werden die folgenden – naheliegenden – Antworten gegeben: „Sich mehr mit der Familie beschäftigen“ (76 %), „Hausarbeit machen“ (64 %), „Spazieren gehen“ (59 %) und „Fernsehen“ (55 %). Explizit seltener wird hingegen in die Gaststätte, Kneipe oder Disco gegangen (35 %), Sport getrieben (21 %), das Theater oder Kino besucht (19 %) und Besuche empfangen (18 %).“ (Hess et al. 1991: 186)*

Hess et al. (1991) vermuten in dieser (neuen) Familienorientierung und stärkeren Präsenz des Mannes Konfliktpotenzial. Dieses Thema und weitere Aspekte von Arbeitslosigkeit, welche die Partnerschaft betreffen, werden im nächsten Kapitel behandelt.

## 5 Partnerschaft

Die Folgen von Arbeitslosigkeit für eine Partnerschaft sind vielfältig und können aus verschiedenen Perspektiven und Disziplinen betrachtet werden. **Familienökonomisch** gesehen ändert sich die Ressourcenausstattung in der Partnerschaft, und zwar nicht nur in ökonomischer Hinsicht und nicht nur in Bezug auf die Paar-Einheit, sondern für die beiden Beteiligten separat. Die arbeitslose Person steuert fortan nicht nur weniger zur Familieneinkommen bei, sondern sie verliert – im Verständnis der Familienökonomie – auch an Status (vgl. Becker et al. 1977). Er oder sie kann für den anderen damit an Attraktivität verlieren, denn das partnerschaftsinterne Tauschverhältnis, das auch heute noch oft an traditionellen Geschlechterrollen orientiert ist, ist nun gestört. Das klassische Beispiel dafür ist: Wenn der Mann als Familienernährer ausfällt, kann er für seine Frau, sofern ihr diese Rolle ihres Mannes wichtig ist, unattraktiver werden – zumal, wenn sie als nicht-erwerbstätige Frau, die sich um Haushalt und Kinder kümmert, den Einkommensverlust nicht ausgleichen kann oder will. Die vereinbarte Austauschbeziehung ist nicht mehr so, wie sie einmal war, die Partnerschaftszufriedenheit ist gefährdet, möglicherweise sogar die Paarbeziehung.

Freilich bedroht Arbeitslosigkeit nicht unmittelbar die Partnerschaft, sondern sie wirkt in verschiedene Bereiche des Paaralltags hinein und kann dort negative Folgen haben. Frederike Esche (2017) beschreibt sie als **Übertragungseffekte (Spill-Over-Effekte)**. Es sind "indirekte Folgen", die über die Paar-Interaktion und schließlich zurück auf die Partner und schließlich deren subjektiv empfundene Lebenszufriedenheit wirken (ebd.: 86). Übertragungseffekte seien: (1) **Konflikte in der häuslichen Arbeitsteilung**, (2) **Konflikte aufgrund finanzieller Einschnitte**, und (3) **emotional-soziale Unstimmigkeiten in der Partnerschaft**, die sogar zu Gewalt in der Partnerschaft führen können. Diese drei Bereiche für Spill-Over-Effekte werden nachfolgend vertiefend behandelt.

### 5.1 Aufteilung der Hausarbeit

In der oben dargestellten Marienthal-Studie war zu sehen gewesen, dass die neue "gewonnene" Zeit von arbeitslosen Männern nur selten genutzt wird, um sich aktiver an der Haus- und Fürsorgearbeit zu beteiligen. Jahoda et al. hatten formuliert, Männer würden "arbeitslos" werden, Frauen lediglich "verdienstlos" – weil ihnen meist allein die Haushaltsarbeit überbleibt (Jahoda et al. 1933/2020: 91).

Diese Beobachtung machten auch Jugendliche, die sich in einer deutschen Erhebung von Knost (2000) zu ihren arbeitslosen Eltern und der Situation zu Hause äußerten. Knost hatte in seiner Befragung erfahren, dass die Jugendlichen die Situation zu Hause so einschätzen, dass der arbeitslose Elternteil (meist ist das der Vater) sich *nicht* in stärkerem Ausmaß im Haushalt beteiligt als vor seiner Arbeitslosigkeit: Nur 13 % der Jugendlichen gaben "mehr" Beteiligung an, 44 % "gleich" und 43 % meinten sogar, dass sich der arbeitslose Elternteil seit der Arbeitslosigkeit "weniger" an der Haushaltsarbeit beteiligte (Knost 2000: 238).

An dieser Stelle können Konflikte auftreten, und zwar vor allem dann, wenn in einer (heterosexuellen) Beziehung der Mann arbeitslos wird und die zusätzlich entstandene freie Zeit nicht für einen erhöhten Einsatz in der Haushaltsarbeit verwendet – sofern es seine Partnerin erwartet (Esche 2017: 87). Entscheidend scheint nämlich nicht, ob er einen vermehrten Einsatz zeigt oder nicht, sondern ob er

aus Sicht seiner Partnerin fair handelt oder nicht. Das bedeutet: **Eine Frau, die nicht erwartet, dass ihr Mann sich nun mehr an der Hausarbeit beteiligt, wird nicht unzufriedener werden**; in diesem Fall provoziert die Arbeitslosigkeit (im Bereich der Haushaltsarbeit) keine Konflikte. Wenn sie jedoch eine andere Erwartungshaltung hat, die nicht erfüllt wird, kommt es zum Konflikt. Dass für die Zufriedenheit mit der Hausarbeitsaufteilung die Erfüllung von **Fairness-Normen weitaus entscheidender ist als die tatsächliche Aufteilung** ist aus der Arbeitsteilungsforschung bereits bekannt (vgl. z. B. Wilkie et al. 1998; Greenstein 2009; Meuwly et al. 2011; Geserick et al. 2023).

Studien aus diesem Bereich scheinen oft schon in der Formulierung der unabhängigen Variable ("Arbeitslosigkeit des Ehemannes") einem traditionellen Familienmodell verhaftet und verzichten auf einen Vergleich zu weiblicher Arbeitslosigkeit. Genau an dieser Stelle haben Voßemer und Heyne (2019) weitergeforscht. Für ihre hypothesentestende Studie haben sie Erklärungsansätze berücksichtigt, die sowohl gender-neutral als auch geschlechtersensibel sind. Sie haben das deutsche SOEP (Sozio-oekonomisches Panel) als Datenquelle verwendet, um im Längsschnitt (1991-2015) Veränderungen abzubilden, die auf Paarebene aus einer Arbeitslosigkeit entwachsen können. Zwar fokussieren sie sich nicht auf Paarkonflikte, sondern auf die Arbeitszeit, die man als arbeitsloser Ehepartner bzw. Ehepartnerin in die Haushaltsarbeit investiert. Hierzu sind die Studienergebnisse aber umso aufschlussreicher: **Arbeitslose Partner (Männer wie Frauen) investieren mehr Zeit in haushaltsbezogene Tätigkeiten, wobei dies für Männer sogar stärker gilt als für Frauen**: Sie wenden zwischen 2,3 bis 2,5 mehr Stunden pro Tag für Haushaltsarbeit auf, arbeitslos gewordene Frauen "nur" 1,9 bis 2 Stunden (Voßemer & Heyne 2019: 1082). Dieses Mehr-Engagement setzt dabei unmittelbar nach dem Eintritt in die Arbeitslosigkeit ein und bleibt auch über längere Zeit konstant. Was Geschlechterunterschiede angeht, wurde allenfalls erkennbar, dass Männer in der Arbeitslosigkeit mehr Arbeitszeit in männlich assoziierte Nicht-Routinetätigkeiten investieren, also z. B. in Reparaturtätigkeiten und Gartenarbeit, Frauen in (die generell unbeliebteren) Routinetätigkeiten (ebd.: 1085). Somit erkennt die Studie durchaus **Geschlechtertypiken, weil nämlich arbeitslos gewordene Männer und Frauen mit ihrem erhöhten Engagement in geschlechtertypisch assoziierten Tätigkeiten ein "doing gender" zeigen**. Dass sich arbeitslose Männer aber insgesamt, quantitativ betrachtet, aus der Hausarbeit "heraushalten" würden, widerlegt diese Studie eindeutig.

Im Übrigen legen Voßemer & Heyne dar, dass die Arbeitslosigkeit zwar zu einer Umverteilung der Arbeitsteilung hin zum arbeitslosen Partner führt. Es wurde aber erkennbar, dass der Partner bzw. die Partnerin des bzw. der Arbeitslosen *nicht* um die gleiche Zeit weniger in die Haushaltsarbeit investiert. Das resultiert darin, dass das **Paar insgesamt mehr Zeit mit Haushaltsarbeiten verbringt** ("total home production"). Die Autor\_innen mutmaßen, dass dies geschieht, weil sie mehr Zeit zu Hause verbringen oder auch Tätigkeiten erledigen, die sonst liegen geblieben wären, oder weil durch das geringere Haushaltseinkommen keine Arbeit mehr an bezahlte Haushaltshilfen ausgelagert werden kann (Voßemer & Heyne 2019: 1087).

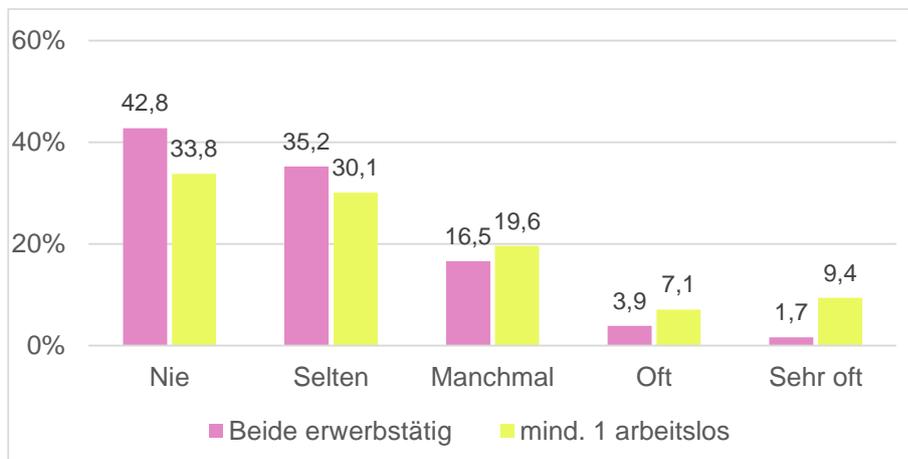
## 5.2 Konflikte aufgrund finanzieller Einschnitte

Dass ein vermindertes Familieneinkommen zu Konflikten führen kann, liegt auf der Hand. Esche nennt dafür zwei mögliche Mechanismen: Einerseits können Konflikte darüber entstehen, *wie* das geringere Haushaltseinkommen verwendet wird. Andererseits kann die ökonomische Deprivation Emotionen

und Verhaltensweisen auslösen, die ein harmonisches Miteinander gefährden (Esche 2017: 88). Nur dort, wo Konflikte konstruktiv gelöst und gegenseitige emotionale Unterstützung zu beobachten ist, können Paare trotz finanzieller Einschnitte weiterhin gut miteinander auskommen (ebd.).

Dass sich Paare, die von Arbeitslosigkeit betroffen sind, häufiger über finanzielle Angelegenheiten streiten, kann eine einfache deskriptive Auswertung von Daten des Generations und Gender Programmes (GGP 2023) illustrieren. **Fast jedes zehnte Paar (9,4 %), bei denen mindestens eine/r der beiden arbeitslos ist, streitet "sehr oft" über finanzielle Angelegenheiten.** Unter jenen Paaren, wo beide erwerbstätig sind, sind es gerade einmal 1,7 %. Umgekehrt geben deutlich mehr erwerbstätige Paare an, dass sie "nie" über Finanzen streiten (42,8 %), unter den arbeitslosen Paaren sind es weniger (33,8 %).

**Abbildung 3: Paar streitet über finanzielle Angelegenheiten, nach Erwerbsstatus (2023)**



Quelle: ÖIF 2023; Datenquelle: GGP Österreich 2023. Angaben in Prozent. N1=3.386 Personen in Partnerschaft mit zwei Erwerbstätigen; N2=352 Personen in Partnerschaft, in der mind. eine Person arbeitslos ist. Alter: 18-59 Jahre. Originalfrage: "Wie oft hatten Sie in den letzten 12 Monaten mit Ihrem Partner/Ihrer Partnerin Meinungsverschiedenheiten über finanzielle Angelegenheiten?"

### 5.3 Gewalt

Inwieweit innerfamiliäre Gewalt und spezifisch Partner-Gewalt in Zusammenhang mit Arbeitslosigkeit auftritt, ist umstritten. Die Familiensoziologin Rosemarie Nave-Herz erwähnt in ihrem Standardwerk zum Wandel der Familie die **Arbeitslosigkeit als einen der familien-exogenen Faktoren**, die in Studien wiederkehrend als **Einflussvariablen für familiäre Gewalt** identifiziert wurden (Nave-Herz 2012: 86). Esche wiederum lässt dieses Thema in ihrer umfangreichen Monografie zu Arbeitslosigkeit und Partnerschaft unberücksichtigt und nennt lediglich "emotional-soziale Unstimmigkeiten" als Spill-over-Effekte. Hier geht es darum, dass beide Partner (sowohl der arbeitslose als auch der andere) jeweils mehr Zuwendung und Unterstützung erwarten könnten: der arbeitslose Partner, weil er/sie mehr Unterstützung, Trost etc. erwartet; der nicht-arbeitslose Partner, weil er/sie mit ansehen muss, dass der Fokus auf dem arbeitslosen Partner liegt und er/sie selbst vernachlässigt wird (ebd.: 89).

Wenn Gewalt in Partnerschaften thematisiert wird, geht es meist um männliche Gewalt an Frauen. Ob diese eine Folge von Arbeitslosigkeit sein kann, ist umstritten. Ana Tur-Prats stellt in ihrer

Identitätstheorie dar, dass (und warum) dies der Fall ist (Tur-Prats 2021). Anderberg et al. (2016) legen wiederum eine Arbeit vor, die nachweist, dass gerade in Regionen mit hoher männlicher Arbeitslosigkeit ein geringeres Ausmaß an männlicher Gewalt gegen Frauen vorherrscht. Beide Studien werden nachfolgend vorgestellt.

### 5.3.1 Bedrohte Ernährerrolle – eine Identitätstheorie zu männlicher Gewalt

Die Ökonomin Ana Tur-Prats (2021) hat eine empirisch-theoretische Verknüpfung von Arbeitslosigkeit, Familie und häuslicher Gewalt hergestellt. Sie hat hierzu Statistiken für Spanien untersucht und nutzt drei Quellen: (1) strukturelle Daten zur Arbeitslosigkeit von Männern und Frauen, (2) historische Daten zu Haushaltsformen und (3) Daten zur Prävalenz von häuslicher Gewalt, wobei sie ausschließlich auf Männer als Täter gegenüber ihrer Partnerin fokussiert. Aus diesen Größen und unter Verwendung des Identitätsmodells von Akerlof & Kranton (2000) versucht sie zu zeigen, dass **Männer, die in einer Region mit weniger egalitären Geschlechterrollen wohnen, stärker dazu neigen, physische Gewalt gegenüber ihrer Partnerin anzuwenden, wenn sie fürchten, arbeitslos zu werden.**

Es gebe regional differenzierbare Geschlechternormen, die quasi noch die DNA der historisch auf dem Gebiet vorherrschenden Familienform in sich trügen, so die Hypothese der Forscherin. Tur-Prats referenziert dazu die Modelle **Stammfamilie versus Kernfamilie**. Die Haushaltsform einer Stammfamilie ist dadurch beschrieben, dass ein erwachsenes Kind auch nach Familiengründung im Elternhaus verbleibt, so dass schließlich mehrere Generationen unter einem Dach zusammenwohnen. Dies begünstigt die außerhäusliche Erwerbsarbeit von Müttern, weil z. B. die Schwiegermutter für die Enkel sorgt. So waren in der Stammfamilie häufig beide Elternteile, Vater und Mutter, erwerbstätig und beide trugen zum Haushaltseinkommen bei. Anders in der Kernfamilie: Hier haben alle erwachsenen Kinder das Elternhaus verlassen und leben als junge Familie ohne eine innerhäusliche Unterstützung der älteren Generation. Der Mann ist der Haupternährer und die Frau ist für Haushalt und Kinder zuständig. Dies würde nun dazu führen, so Tur-Prats, dass Menschen aus Regionen mit Stammfamilien-Tradition ein eher egalitäres Geschlechterrollenverständnis in sich trügen und Menschen aus Regionen, in denen eher das Kernfamilienmodell gelebt wurde, traditionellere Auffassungen haben (ebd. 2021: 28ff.).

Für den Zusammenhang zwischen Arbeitslosigkeit und Gewalt in Partnerschaften stellt Tur-Prats nun fest: Wenn in Regionen mit Kernfamilienmodell die männliche Arbeitslosigkeit relativ zur weiblichen Arbeitslosigkeit stärker ausgeprägt ist, steigt für Frauen das Risiko, Gewalt durch ihren Partner zu erfahren – das gilt vor allem für physische Gewalt, weniger stark für psychische oder sexuelle Gewalt (ebd.: 44). Dem Identitätsmodell von Akerlof & Kranton (2000) folgend sei die Anwendung von Gewalt damit zu erklären, dass Männer damit ihre Furcht ausagieren, arbeitslos zu werden und damit die ihnen traditionell zugedachte Rolle des Familienernährers nicht mehr ausfüllen zu können. Sie sähen ihre (Geschlechts-)Identität gefährdet, was zu Unwohlsein und Angst, aber schließlich auch zu physischer Gewalt führen könne. **Gewalt gegen die Partnerin sei – sozialpsychologisch gesehen – ein Weg, die bedrohte Maskulinität wiederherzustellen** (ebd.: 31). Dieses Modell kann auch erklären, warum die in der Studie untersuchten Männer nicht selbst von Arbeitslosigkeit betroffen sein müssen: Es reicht die Gefahr von Arbeitslosigkeit, abgebildet in den strukturellen Arbeitslosenzahlen der Region, welche dieses Verhalten auslösen kann.

- **Kernfamilienmodell (historisch dominant):** weniger egalitäre Geschlechterrollen → Mann als Haupternährer → Mann fühlt sich bei steigender männlicher Arbeitslosigkeit bedroht → Gewaltrisiko steigt
- **Stammfamilienmodell (historisch dominant):** egalitäre Geschlechterrollen → Mann & Frau als Ernährer → Mann fühlt sich bei steigender männlicher Arbeitslosigkeit weniger bedroht → kein höheres Gewaltrisiko

Der Verdienst der Studie von Tur-Prats liegt sicherlich darin, dass sie den Versuch unternommen hat, komplexe Zusammenhänge darzustellen, die zwei gesellschaftlich aktuell hoch relevante Themen betreffen: Arbeitslosigkeit und Gewalt an Frauen. Besonders innovativ ist die Integration familienhistorischer Strukturen als Einflussfaktor für kulturelle Normen. Genau dies birgt aber auch die Gefahr einer methodischen Unzulänglichkeit: Man könnte kritisieren, dass die Geschlechterrollen-Variable einzig aus historischen Haushalts-Daten abgeleitet wird, die dem Zensus von 1860 entstammen. Auch wenn kulturelle Normen eine gewisse Stabilität aufweisen, stellt sich doch die Frage, wie robust sie bis heute sind. Können sie zum Beispiel das individuelle Normsystem männlicher Zuwanderer aus einer anderen Region (hier konkret: innerhalb oder außerhalb Spaniens) überlagern? Oder wären nicht weitere, aktuelle und persönlichkeitspezifische Faktoren zu berücksichtigen?

Jedenfalls liefert diese Studie einen möglichen Ansatzpunkt für die Frage, wie das Familiensystem Einfluss darauf nimmt, dass ein Familienmitglied seine Erwerbsarbeit verliert oder bewusst aufgibt. So würden nämlich **Männer mit einem traditionellen Geschlechterrollenbild eher unter Arbeitslosigkeit leiden** bzw. Arbeitslosigkeit fürchten als Männer mit einem egalitären Rollenbild.

### 5.3.2 Gewaltanwendung als riskanter Status-Verlust – die Gegentheorie

Anderberg et al. (2016) legen für England und Wales eine Arbeit vor, die den Ergebnissen und Annahmen von Tur-Prats widersprechen. Sie verwenden den British Crime Survey (BCS) der Jahre 2004 bis 2011 sowie die regionenspezifischen Arbeitsmarktzahlen und beobachten zwei Effekte: Wenn die Zahl arbeitsloser Männer steigt, sinkt das Risiko, dass eine Frau Gewalt durch ihren Partner erfährt. Wenn andererseits die Zahl arbeitsloser Frauen steigt, erhöht sich das Risiko für eine Frau, Opfer häuslicher Gewalt zu werden (Anderberg et al. 2016: 1947). Für den Fall männlicher Arbeitslosigkeit gehen die Forschenden davon aus, dass – entsprechend der familienökonomischen Austauschtheorie – ein **Mann durch den Verlust seiner Erwerbsquelle in seiner Position gegenüber der Partnerin geschwächt** wird. **Gerade deshalb wird er vermeiden, Gewalt anzuwenden**, denn dies – so die Annahme – würde seine Position zusätzlich schwächen. Denn seine Frau hätte nun gleich zwei Gründe, ihn zu verlassen: Er erwirtschaftet weniger Haushaltseinkommen *und* ist gewalttätig (ebd.: 1948). Für den umgekehrten Fall, dass die Frau ihre Erwerbsarbeit verliert, vermutet man aus Sicht der familienökonomischen Austauschtheorie ein erhöhtes Risiko für sie: Durch den Verlust der Arbeit ist nun *ihre* Position geschwächt. Ein Partner, der eine Disposition zu Gewalt hat, wird diese Tendenz nun weniger verbergen, und es erhöht sich das Risiko, dass er gewalttätig wird (ebd.: 1949).

So ist stellt Studie und Lesart von Anderberg et al. quasi die Gegentheorie zu jener von Tur-Prats (s.o.) auf. Jedoch hat auch sie den Nachteil, dass nicht "wahre" Einzelfälle (z. B. arbeitslose Männer)

untersucht, sondern verschiedene Datenkörper (British Crime Survey und Arbeitsmarktzahlen) aufeinander bezogen werden.

#### 5.4 Trennungsrisiko

Mit dem Thema Trennungsrisiko infolge von Arbeitslosigkeit hat sich Esche (2017) ausführlich beschäftigt. Sie hat dazu Daten des SOEP (Sozio-Ökonomisches-Panel) für Deutschland ausgewertet und fokussiert auf heterosexuelle Paare, die zusammenwohnen (verheiratet oder nicht verheiratet). Entweder wurde der Mann arbeitslos oder die Frau. Esche konnte feststellen, dass **das Trennungsrisiko für Paare 1,8-mal höher ist, wenn der Mann im Beobachtungszeitraum arbeitslos wurde und um 1,5-mal höher, wenn die Frau ihren Arbeitsplatz verloren hatte** (Esche 2017: 236). Der destabilisierende Effekt von Arbeitslosigkeit ist damit deutlich sichtbar, und er ist noch mal stärker, wenn der Mann seinen Arbeitsplatz verliert. Freilich führt Arbeitslosigkeit nicht zwangsläufig zur Trennung. Esche hat weitere Variablen in ihre Berechnungen miteinfließen lassen, welche die Zufriedenheit in verschiedenen Lebensbereichen abbilden (Haushalt, Freizeit, Einkommen, Leben insgesamt). Es zeigt sich, dass vor allem eine **niedrige Lebenszufriedenheit von Frauen eine Trennung zusätzlich wahrscheinlicher** macht – und zwar sowohl wenn sie selbst, als auch wenn ihr Partner arbeitslos wurde (ebd.: 237; 251). Andere Bereiche (z. B. die Unzufriedenheit mit dem niedrigen Einkommen) waren weniger ausschlaggebend als die Lebenszufriedenheit.

Außerdem stellt Esche fest, dass der destabilisierende Effekt von Arbeitslosigkeit besonders unmittelbar wirkt. Das heißt: Das **Trennungsrisiko ist nur im ersten Jahr nach Beginn der Arbeitslosigkeit signifikant höher**, danach nicht mehr. Esche erklärt das mit Bezug auf das Framing-Modell von Esser (2004) damit, dass eine Liebesbeziehung überhaupt nicht in Frage gestellt, d.h. rational-kalkulierend bewertet wird, so lange sie im Grunde als "gute Partnerschaft" bezeichnet, also geframet, wird (Esche 2017: 70). Die Bürden, die eine Arbeitslosigkeit mit sich bringt (finanzielle und sonstige Einschnitte) können die Partnerschaft damit per se nicht gefährden; sie können aber neue Verhaltensweisen beim Partner hervorrufen, die nicht mit den eigenen Erwartungen übereinstimmen. Erst in diesem Fall würden rational-kalkulierende Überlegungen dazu unternommen, inwieweit sich die Partnerschaft aus subjektiver Sicht überhaupt noch "lohnt". Dass solche unerwarteten Verhaltensweisen zu Tage treten, werde recht schnell nach Beginn der ungewohnten Situation der Fall sein, wenn etwa der Partner bzw. die Partnerin des/der Arbeitslosen sich nicht so unterstützend verhält wie eigentlich erhofft (ebd.: 263).

Interessanterweise ist das **Trennungsrisiko unter verheirateten Paaren höher** als unter nicht verheirateten – obwohl davon auszugehen ist, dass bei Letzteren die so genannten Trennungskosten höher sind, die eben nicht nur die finanzielle Dimension betreffen, sondern auch den "ideellen" Wert des Verheiratet seins. Esche vermutet, dass das höhere Trennungsrisiko unter Eheleuten mit sozialen Normen erklärbar wird, die bei verheirateten Paaren traditioneller ausfallen:

*"Bei verheirateten Paaren kann davon ausgegangen werden, dass diese traditioneller eingestellt sind als kohabitierende Paare. Wird der Mann im Falle der Arbeitslosigkeit der Rolle als Ernährer nicht gerecht, stellt die Arbeitslosigkeit unter Umständen ein größeres Problem dar." (Esche 2017: 246)*

Damit wird auch hier wieder erkennbar, wie robust die Vorstellungen und Realitäten der traditionellen Geschlechterorganisation ist: Der Mann muss als Ernährer "funktionieren", sonst ist die Ehe in Gefahr.

## 5.5 Partnerschaft als Ressource

Die obigen Darlegungen zeigen, dass die Beziehung zwischen Arbeitslosigkeit und Partnerschaft häufig mit Blick auf negative Auswirkungen von Arbeitslosigkeit untersucht wird: Es ging um vermehrte Konflikte in der Partnerschaft, um die Gewaltbereitschaft von Männern und ein erhöhtes Trennungsrisiko. Inwieweit Partnerschaft eine Ressource darstellen kann, um die negativen Folgen von Arbeitslosigkeit besser zu bewältigen (vgl. Pufferhypothese), wird in empirischen Arbeiten weitaus seltener thematisiert. Wenn doch, dann geht es meist um die unterstützende Rolle des Partners bzw. der Partnerin in der Phase der Wiedereingliederung in die Erwerbsarbeit.

Wie also die **Partnerschaft als Ressource für den Wiedereinstieg in die Erwerbswelt** wirken kann, haben Jacob & Kleinert (2014) anhand von Längsschnitt-Daten des deutschen SOEP (Sozio-Ökonomisches Panel) untersucht. Die Autorinnen legen dar, dass es innerhalb der Partnerschaft verschiedene Arten und überhaupt Notwendigkeiten gibt, sich im Falle von Arbeitslosigkeit gegenseitig zu unterstützen. So kann der Partner bzw. die Partnerin bei der Jobsuche unterstützen (emotional, finanziell, mit Informationen und Arbeitsbeziehungen etc.), was vermutlich dann stärker passieren wird, wenn ein zweites Einkommen dringend benötigt wird. Gehört das Paar hingegen einem wohlhabenderen Milieu an, kann die Unterstützung darin bestehen, dass der/die nicht arbeitslos gewordene Partner\_in sein/ihr Einkommen für beide zur Verfügung stellt bzw. erwirtschaftet. Insofern spielt das Milieu, aber auch das Geschlecht eine entscheidende Rolle, wenn man die nach wie vor bestehenden Geschlechterunterschiede auf dem Arbeitsmarkt berücksichtigt (Jacob & Kleinert 2014: 840).

Jacob & Kleinert konnten Folgendes feststellen: Offenbar **bewirkt eine Partnerschaft, dass man schneller wieder eine Erwerbsarbeit findet**. Die beschleunigte Wiedereingliederung in den Erwerbsmarkt gilt für Männer und Frauen, wenn sie als Paar zusammenwohnen. **Sobald man aber verheiratet ist, kommt es auf das Geschlecht an: Nur Männer können die Ehe quasi als positive Ressource nutzen** – so die Interpretation der Autorinnen – und erhalten schneller wieder eine Erwerbsarbeit, als wenn sie nicht verheiratet sind. Für verheiratete Frauen ist dieser statistische Effekt hingegen nicht sichtbar (Jacob & Kleinert 2014: 852f.). Diese Ergebnisse lagen nahe, dass unverheiratete **kohabitierende Paare stärker danach streben, dass beide Partner erwerbstätig sind, als verheiratete**. Die Autorinnen bieten zwei Interpretationen dazu an: Entweder grenzen sich nicht-verheiratete Paare bewusst vom traditionellen Modell des männlichen Ernährers ab und streben deshalb auf jeden Fall nach Beendigung der Arbeitslosigkeit – unabhängig vom Geschlecht. Oder aber die kohabitierenden Paare sind jünger als die verheirateten und haben deshalb noch keine klare Absprache über eine mögliche Arbeitsaufteilung der Erwerbs- und haushaltsbezogenen Aufgaben getroffen (ebd.: 853).

Der länderspezifische strukturell-rechtliche Kontext ist ein weiterer relevanter Aspekt für die Ergebnisinterpretation. Im deutschen Steuerrecht gilt das so genannte **Ehegattensplitting**, das, kurz gesagt, jene Eheleute begünstigt, die ein Haupternährer-Modell leben. Es "lohnt" sich finanziell, wenn einer der beiden (traditionell der Mann) erheblich mehr verdient als der andere. Für eine arbeitslose Frau, die in ihrer Ehe bislang die Zweitverdienerin war, gebe es deshalb weniger (ökonomische) Anreize für die Job-Rückkehr als für eine nicht-verheiratete Frau (Jacob & Kleinert 2014: 845f.). Weiters sei zu berücksichtigen, dass im Erhebungszeitraum der 1980er bis 2000er Jahre die **institutionelle**

**Kinderbetreuung** noch unzureichend ausgebaut und kostspieliger war, was vermutlich ebenso dazu beitrug, dass die Kinder von der Mutter betreut wurden und diese dem Arbeitsmarkt fernblieb (ebd.).

Der theoretische Hintergrund dieser Studie, dass der nicht-arbeitslose Partner den anderen unterstützt und er bzw. sie deshalb schneller wieder ins Erwerbsleben zurückfindet, ist in der Forschungsliteratur zur *Job Search Theory* gut etabliert. Es wird zum Beispiel angeführt, dass der nicht in Arbeitslosigkeit geratene Partner den anderen mit wertvollen Informationen versorgen kann, weil er selbst in den Arbeitsmarkt integriert ist und deshalb über Beziehungen und relevantes Wissen verfügt. Trotzdem könnte man die Ergebnisse von Jacob & Kleinert vermutlich auch so interpretieren, dass der finanzielle oder sozial **empfundene Druck in einer Partnerschaft größer ist** als wenn man alleinstehend ist: Man möchte zum Familieneinkommen beitragen, sei es aus ökonomischer Notwendigkeit oder weil man damit Status und Identität stärken kann (vgl. Jahodas LAMB-Skala). Diese Lesart drängt sich auch für ein weiteres Ergebnis dieser Studie auf: Der bzw. die arbeitslose Partner\_in wird weniger rasch eine neue Erwerbsarbeit finden, je stärker er/sie vor der eigenen Arbeitslosigkeit finanziell vom Partner abhängig war (d.h. je weniger sie relativ zum Haushaltseinkommen beigetragen haben). Das gilt für Männer wie Frauen gleichermaßen (ebd.: 855). In der Lesart der hier verwendeten Unterstützungsthese werden jene Personen weniger von ihrem Partner bzw. ihrer Partnerin in der Jobsuche unterstützt. Es wäre doch aber auch möglich, dass der Druck weniger stark ist und die Person *selbst* sich weniger engagiert, sprich, dass individuelle Persönlichkeitsstrukturen und Handlungsmuster hier mindestens eine genauso große Rolle spielen wie die Ressourcen des Partners bzw. der Partnerin.

Auch die US-amerikanische Studie von Howe (2022) hat sich der Rolle der Partnerschaft während der Arbeitssuche gewidmet. Genauer ging es um die **Evaluierung eines Interventionsprogrammes für arbeitslose Menschen, das für Paare konzipiert war**. Die Teilnehmenden erhielten Hilfestellungen für die Jobsuche, aber auch in Bezug auf ihre Partnerschaft. Evaluiert wurde, wie erfolgreich die Jobsuche verlief (Wiedereinstiegsquote, Motivation, erlebte Selbstwirksamkeit), aber auch, inwieweit sich die Paarkommunikation und Einschätzung der psychischen Gesundheit durch das Programm verbesserte. Die Studie ist äußerst komplex, sie verwendet und kombiniert vielerlei Messskalen zur psychischen Gesundheit, Motivation, Kommunikation und variiert statistische Modelle. Die Ergebnisse sind entsprechend komplex und kleinteilig. Eines dieser speziellen Subgruppen-Ergebnisse betrifft das Depressionsrisiko für Partner\_innen: Jene Männer, deren Partnerin arbeitslos war und die vor Programm-Teilnahme *selbst* von Depressionen belastet waren (=Partnerdepression), erfuhren durch das Interventionsprogramm eine Verbesserung ihres Zustands. Für Frauen galt dieser Zusammenhang nicht. Ebenso gab es keinen Beweis, dass das Interventionsprogramm *insgesamt* in der Lage war, das Risiko für Depressionen zu senken, weder für die von Arbeitslosigkeit Betroffenen, noch für ihre Partner. Insgesamt erwies sich das Programm als wenig effektiv, weder für die Partnerschaft, noch für die Jobsuche. Bezüglich Paarkommunikation stellte sich heraus, dass die Intervention bei Paaren mit ursprünglich negativerer und weniger positiver Kommunikation nicht die gewünschten positiven Effekte erzielte (Howe 2022: 283). Und die Wiedereinstiegsquote war mit 37 % (fast) genauso hoch wie ein früher durchgeführtes, vergleichbares Interventionsprogramm ohne Partnerbeteiligung (38 %) (ebd.: 282). Vereinfacht zusammengefasst zeigt diese Studie, dass es **nicht von Vorteil war – weder für die Partnerschaft noch für den Wiedereingliederungserfolg – den Partner bzw. die Partnerin in das Interventionsprogramm für Arbeitslose miteinzubeziehen**. Als mögliche Begründung dieser unerwarteten Limitation führt Howe an, dass das Programm stärker auf Strategien der Jobsuche und

Umgang mit finanziellen Belastungen fokussierte, während es Aspekte der Paarkommunikation vernachlässigte (ebd.: 283).

Die Recherche legt insgesamt nahe, dass das Thema Partnerschaft als Ressource nur selten, und wenn, dann in Teilbereichen (z. B. bezogen auf die Wiedereingliederung in den Erwerbsmarkt) behandelt wird. Aussagen über die "natürliche" Situation im Paaralltag lassen sich daraus nicht ableiten, wie etwa dazu, auf welche Weise der Partner bzw. die Partnerin emotional oder praktisch unterstützen kann und dies auch tut.

## 6 Eltern und Kinder

Der nächste Abschnitt stellt Studienergebnisse zusammen, die sich damit beschäftigt haben, wie Arbeitslosigkeit auf das Generationenverhältnis zwischen Eltern und Kindern ausstrahlen kann bzw. durch dieses mitstrukturiert wird. Es werden drei Bereiche genauer untersucht: Zuerst liegt der Fokus auf dem generativen Verhalten. Das bedeutet, es wird analysiert, inwiefern der Kinderwunsch und seine Umsetzung mit Arbeitslosigkeit in Verbindung stehen. Zweitens wird es darum gehen, welche Folgen elterliche Arbeitslosigkeit für Kinder und Jugendliche haben können. Drittens geht es um das Thema Ablösung vom Elternhaus. Hier wird eine deutsche Längsschnittstudie vorgestellt, die den Effekt der Arbeitslosigkeit auf den Auszug aus dem Elternhaus untersucht hat.

### 6.1 Kinderwunsch

Familienwissenschaftliche Studien zeigen, dass ökonomische Krisen die Geburtenrate nach unten korrigieren (vgl. z. B. Kreyenfeld 2020). Bekannt geworden ist der Begriff "Rollercoaster-Fertility". Er wurde eingeführt, um das Phänomen zu beschreiben, dass die Geburtenrate, vergleichbar mit einer Achterbahnfahrt, in Abhängigkeit von ökonomischen Bedingungen steigt und fällt (Hoem & Hoem 1996). Auf individueller Ebene bedeutet das, dass ein bestehender Kinderwunsch durch eine ökonomische Krise verzögert werden kann. Vor diesem Hintergrund sollte gelten, dass Arbeitslosigkeit – wenn sie ökonomische Einbußen mit sich bringt – beeinflusst, wann oder ob man Kinder bekommt. Doch hat die **Erforschung vom Zusammenhang zwischen Arbeitslosigkeit und Kinderwunsch bzw. dessen Realisierung bislang keine konsistenten Studienergebnisse** hervorgebracht. Sowohl individuenbasierte Forschungsarbeiten als auch statistisch groß angelegte ökonometrische Analysen zum Zusammenhang zwischen strukturellen Daten zu Arbeitslosenzahlen und Fertilitätsraten bringen widersprüchliche oder nicht-signifikante Ergebnisse hervor. Während manche Untersuchungen *keinen* generellen Zusammenhang zwischen Arbeitslosigkeit und Fertilität feststellen können (z. B. Fernandez-Crehuet, Gil-Alana & Barco 2020), gibt es speziell für die Gruppe der weniger gebildeten Frauen Hinweise darauf, dass sie im Fall von Arbeitslosigkeit früher Mutter werden (Kreyenfeld 2010:11). Kreyenfeld sieht darin eine schon länger bestehende These zum "Wert von Kindern" bestätigt (vgl. Friedman et al. 1994), dass nämlich **benachteiligte Bevölkerungsgruppen die Elternschaft als eine Methode nutzen könnten, um ihr ansonsten unsicheres Leben zu strukturieren und mit Sinn zu erfüllen**.

Aufgrund des komplexen Zusammenhangs zwischen Kinderwunsch und Fertilität und der Vielzahl an Variablen, die für das generative Verhalten eine Rolle spielen können (z. B. auch kultureller und familienpolitischer Hintergrund) – wird an dieser Stelle auf weitere Ausführungen verzichtet und stattdessen eine eigene Auswertung vorgenommen, die eine konkrete individuenbasierte Fragestellung aufgreift. Es soll um den **selbst wahrgenommenen Zusammenhang zwischen Kinderwunsch und Krise** gehen, der im **Generations and Gender Programme (GGP) 2022/2023 in Österreich** erhoben wurde – wobei der Erwerbsstatus der Befragten berücksichtigt wird.

Datenbasis sind die GGP-Daten von 2.300 in Österreich lebenden Personen (Männer und Frauen), die zwischen 18 und 45 Jahre alt und damit im fertilen Alter sind. Es wurde unterschieden zwischen Personen, die arbeitssuchend sind und jenen, die unselbstständig erwerbstätig sind, wobei

ausschließlich der Erwerbsstatus der interviewten Person (nicht des Partners, der Partnerin) berücksichtigt wurde. Die relevante Frage lautete: "Hat sich angesichts der globalen Krisen Ihr Kinderwunsch (Anzahl der Kinder) geändert?" Die "globale Krisen" wurden im Fragebogen erläutert mit "Covid-Pandemie", "Preisentwicklung" und "Ukraine-Krieg". Die untere Tabelle (vgl. Abb. 4) illustriert die Verteilung der Antworten.

**Abbildung 4: Kinderwunsch und Krise, nach Erwerbsstatus (2023)**

<i>"Hat sich angesichts der globalen Krisen Ihr Kinderwunsch (Anzahl der Kinder) geändert?"</i>	Beschäftigte	Arbeitslose
Ja	8,9	15,8
Bin mir unsicher	14,2	23,3
Darüber habe ich noch nicht nachgedacht.	14,5	12,5
Nein, mein Kinderwunsch ist fix.	30,7	22,5
Nein, ich habe mir zuvor keine Kinder (mehr) gewünscht, dabei ist es geblieben.	31,7	25,8
<b>Summe</b>	<b>100,0</b>	<b>100,0</b>

*Quelle: ÖIF 2023; Datenquelle: GGP Österreich 2023. Angaben in Prozent. N1=2.180 unselbstständig Erwerbstätige und N2=120 Arbeitssuchende. Alter: 18-45 Jahre.*

Es wird eindrücklich erkennbar, dass **Arbeitslose weitaus stärker verunsichert werden durch die Krise (Ukraine, Covid, Inflation)**: Sie antworten fast doppelt so häufig mit "Ja" auf die Frage, ob sich ihr Kinderwunsch durch die Krisen verändert habe (8,9 % der Beschäftigten vs. 15,8 % der Arbeitslosen), und weitere 23,3 % geben an, dass sie unsicher sind, ob sie Kinder wollen (vs. 14,2 % unter den Beschäftigten). Dementsprechend zeigen sie sich mit Blick auf den Einfluss der Krise weitaus seltener stabil in einer ablehnenden bzw. bejahenden Einstellung in Bezug auf (weitere) Kinder: 22,5 % geben an, dass sie trotz Krise an ihrem Kinderwunsch festhalten ("mein Kinderwunsch ist fix"), und 25,8 % bleiben trotz Krise bei ihrer Überzeugung, kinderlos bleiben zu wollen ("Ich habe mir zuvor keine Kinder (mehr) gewünscht, dabei ist es geblieben"). Der Anteil der Nicht-Arbeitslosen ist hier jeweils höher (30,7 % und 31,7 %), das heißt, Nicht-Arbeitslose werden in ihren festen Vorstellungen weniger von gesellschaftlichen Krisen erschüttert.

Es gab in der GGP-Erhebung noch eine weiterführende Frage, in welche Richtung sich der Kinderwunsch aufgrund der Krise entwickelt hat (mehr oder weniger Kinder). Zwar deutet sich an, dass die Zahl der gewünschten Kinder nach unten korrigiert wurde, für eine statistisch haltbare Aussage ist die Stichprobe der Arbeitslosen, die sich zu dieser Frage geäußert haben, jedoch zu klein.

## **6.2 Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen**

Für Kinder und Jugendliche bedeutet die elterliche Arbeitslosigkeit eine Belastung, die sich in vielfältiger Weise ausdrücken kann. Allein schon der Einkommensausfall kann Handlungsspielräume einschränken, was die gesellschaftliche Teilhabe (z. B. Freizeitgestaltung, Schulausflüge) oder auch eigene Zukunftsperspektiven betrifft (vgl. z. B. Schmidpeter & Koch 2019: 64; Knost 2000). Insofern reichen die Folgen von ökonomischen Einschränkungen über psychosoziale Belastungen bis hin zu

kognitiven und nicht-kognitiven Defiziten, die in der Forschungsliteratur dokumentiert sind (vgl. z. B. Peter & Spieß 2013).

Die **Vielgestaltigkeit der Auswirkungen auf psychosozialer Ebene** bildet die Studie von Knost ab. Er hat eine quantitative Fragebogen-Studie unter 12- bis 16-jährigen Jugendlichen in Deutschland durchgeführt, die mindestens einen arbeitslosen Elternteil haben (Knost 2000). Zwar ist die Arbeit schon älter, aber ihr Vorzug ist, dass die Jugendlichen direkt befragt wurden. Die Studie konnte eine **enorme Belastung der Jugendlichen in verschiedenen Bereichen** ausmachen, was zum Beispiel ihre **Schulleistungen, die Beziehung zu den Lehrkräften, die Bestrafungen durch Eltern und die Streitigkeiten unter den Eltern** angeht. Aus methodischer Sicht ist kritisch anzumerken, dass erstens eine Selbsteinschätzung der Schüler\_innen über die negativen Auswirkungen der elterlichen Arbeitslosigkeit fehleranfällig ist. Zweitens sind die Fragebogen-Items durchwegs negativ formuliert, was diesen Effekt noch verstärken könnte. Trotzdem sollen einige Ergebnisse der deskriptiven Auswertung wiedergegeben werden, da sie einen Eindruck vermitteln, als wie belastet sich Jugendliche arbeitsloser Eltern wahrnehmen:

- 55 % der Jugendlichen gaben an, dass sich ihre Eltern seit Beginn der Arbeitslosigkeit häufiger streiten (Knost 2000: 239).
- 42,5 % antworteten, "dass sie von ihren Eltern seit deren Arbeitslosigkeit häufiger beschimpft und bestraft werden" (ebd.: 240). Die Form der Bestrafung betrifft in erster Linie "Taschengeldkürzung" und "Fernsehverbot".
- Was die Beziehung zu den Lehrkräften angeht, berichtete "die Hälfte (53,1 %) (...) von einer spürbaren, 43,4 % sogar von einer starken Verschlechterung" (ebd.: 246).
- "64,8 % gaben an, wesentlich im mündlichen bzw. schriftlichen schulischen Bereich nachgelassen zu haben" (ebd.: 244).

Mit dem letzten Punkt ist bereits der nachlassende **Schulerfolg** erwähnt, der als so genannte **kognitiv bedingte** Folge elterlicher Arbeitslosigkeit auftreten kann. Auch Schmidpeter & Koch haben erhoben, dass für Kinder, deren Eltern arbeitslos sind, das Risiko steigt, dass sie eine höhere Schulform (z. B. Gymnasium) oder einen angestrebten Abschluss (z. B. Abitur/Matura) nicht erreichen (Schmidpeter & Koch 2019: 71). Natürlich aber kann ein Rückgang der Schulleistungen über das Zusammenwirken mit weiteren Variablen vermittelt sein (z. B. psychosoziale, s.o.) und bedeutet nicht notwendigerweise, dass die kognitive Leistung eingeschränkt ist.

Auf der **Ebene nicht-kognitiver Fähigkeiten** beobachteten Peter & Spieß (2013), dass das sozio-emotionale Verhalten sowie Motivation und Ausdauer bei jenen Kindern und Jugendlichen verändert sein kann, deren **Mutter** von einem unfreiwilligen Verlust der Arbeitsstelle betroffen war (Peter & Spieß 2013).<sup>6</sup> Es ist eine der wenigen Studien, die explizit auf weibliche Arbeitslosigkeit fokussiert, wo sonst eher die Arbeitslosigkeit von Männern bzw. Vätern im Mittelpunkt steht. Die Forscherinnen verwendeten also Daten des Deutschen SOEP und werteten sie für zwei Altersgruppen aus:

1. **Vorschulkinder:** die Aussagen von arbeitslosen Müttern über das sozio-emotionale Verhalten ihrer fünf- bis sechsjährigen Kinder. Hier wurden 13 Items abgefragt, z. B. ob das

---

<sup>6</sup> Die Interpretation einer direkten Ursächlichkeit (Kausalität) der mütterlichen Arbeitslosigkeit wurde durch ein spezielles statistisches Verfahren abgesichert (Propensity-Score-Methode).

Kind Ängste hat, Wutanfälle hat, leicht ablenkbar ist, von anderen gehänselt wird, oft mit anderen Kindern streitet.

2. **Jugendliche:** die Selbstaussagen von 17-Jährigen mit arbeitsloser Mutter. Die Jugendlichen wurden auf ihre interne Kontrollüberzeugung untersucht. Darunter versteht man, inwieweit eine Person die Überzeugung hat, ihr eigenes Leben selbst im Griff zu haben und selbst gesteckte Ziele aus eigener Kraft erreichen zu können.<sup>7</sup>

Für beide Gruppen zeigte sich jeweils eine Benachteiligung, wenn die Mutter unfreiwillig ihren Job verloren hatte: **Kinder im Vorschulalter hatten (aus Sicht der Mutter) vergleichsweise mehr sozio-emotionale Probleme, und Jugendliche hatten ein geringeres Vertrauen in ihre eigenen Fähigkeiten ("internale Kontrollüberzeugung")** (Peter & Spieß 2013: 7). Dabei fällt der negative Effekt auf Vorschulkinder etwas größer aus als auf Jugendliche, was die Autorinnen mit dem bekanntermaßen prägenderen Einfluss der frühen Kindheit auf ihre weitere Entwicklung erläutern (ebd.: 7). Als moderierende Variable wurde für die Kinder-Gruppe die **Lebenszufriedenheit ihrer Mutter** ausgemacht, das heißt, die Kinder waren stärker belastet, wenn ihre Mutter unzufriedener war. Für die interne Kontrollüberzeugung der Jugendlichen war dieser Faktor hingegen unerheblich (ebd.: 8).

Eine **Verbindung zwischen dem Erleben elterlicher Arbeitslosigkeit und Familienformen** stellen Schmidpeter & Koch (2019) her. Sie haben untersucht, inwieweit Jugendliche durch die elterliche Arbeitslosigkeit belastet sind und haben dabei verschiedene Familienformen berücksichtigt. In der deutschen Studie wurden Jugendliche im Alter zwischen 12 und 25 Jahren befragt. Zunächst einmal konnten die Forscherinnen feststellen, dass **deutlich mehr Kinder aus Ein-Eltern-Familien oder aus Stieffamilien** von elterlicher Arbeitslosigkeit betroffen waren als Jugendliche, die mit beiden Eltern aufgewachsen waren (ebd.: 72).<sup>8</sup> Gleichzeitig fühlten sich Kinder im **traditionellen Familiensetting weniger belastet**, wenn der Vater und/oder die Mutter arbeitslos war im Vergleich zu Kindern von Alleinerziehenden oder Kindern in Stieffamilien (ebd.). Damit legt die Studie nahe, dass die **Familienform einen nicht zu unterschätzenden Einfluss darauf hat, ob Kinder und Jugendliche arbeitslose Eltern haben und inwieweit sie darunter leiden**. Sicherlich wirken "im Hintergrund" weitere Faktoren mit, die diese Zusammenhänge mit beeinflussen oder sogar herstellen, wie zum Beispiel die – durch die Arbeitslosigkeit verschärfte – ökonomische Situation der Familie, die wiederum dann besonders prekäre Auswirkungen hat, wenn ein alleinerziehender Elternteil betroffen ist.

Ein weiterer Verdienst der Studie von Schmidpeter & Koch (2019) ist, dass sie mehrere familiäre Belastungssituationen aus der Perspektive von Jugendlichen beleuchtet hat und diese in Relation setzt. Die Autorinnen zeigen, dass der **subjektive Belastungsgrad bei elterlicher Arbeitslosigkeit vergleichsweise weniger ausgeprägt ist als bei einer Trennung der Eltern**, bei finanziellen Engpässen oder wenn die Jugendlichen eine Klassenstufe wiederholen müssen (Schmidpeter & Koch 2019: 72f.). Damit soll die (negative) Bedeutung elterlicher Arbeitslosigkeit nicht verharmlost werden, setzt sie aber in Relation und unterstreicht gleichzeitig, dass besonders emotionale Verluste (Trennung der Eltern) schwerer wiegen können.

---

<sup>7</sup> Die zu bewertenden drei Statements lauteten: "Wie mein Leben verläuft, hängt von mir selbst ab"; "Erfolg muss man sich hart erarbeiten" und "wichtiger als alle Anstrengungen sind die Fähigkeiten, die man mitbringt." (vgl. Peter & Spieß 2013: 5)

<sup>8</sup> Kinder aus Ein-Eltern-Familien: 45,5%, Stieffamilien: 44,7%, traditionellen Familien: 27,1% (vgl. Schmidpeter & Koch 2019: 72, Tabelle 3.3).

### 6.3 Ablösung vom Elternhaus

Für junge Erwachsene ist der Auszug aus dem Elternhaus ein wichtiger biografischer Schritt zum Übergang in die Eigenständigkeit. Er zählt zu den so genannten Entwicklungsaufgaben, die es zu bewältigen gilt (vgl. z. B. Geserick 2011). Wer in seinen mittleren 20er, 30er oder sogar 40er Jahren noch bei den Eltern wohnt, wird deshalb oft als unselbstständig wahrgenommen. Der in den Medien gern verwendete Begriff vom "Nesthocker", der sich im "Hotel Mama" bedienen lässt, ist Ausdruck dieser kritischen Sichtweise. **Dass Nesthocker seltener erwerbstätig sind** und aufgrund dieser ökonomischen Einschränkung zu Hause verweilen, würde in dieses Bild passen – **lässt sich statistisch aber nicht belegen**. Zumindest zeigen rezente Daten für Österreich, dass unter den 25- bis 34-jährigen Nesthockern immerhin 70 % aktiv erwerbstätig sind; unter Gleichaltrigen, die nicht mit den Eltern zusammenwohnen, ist der Anteil fast gleich hoch, nämlich 68 % (Geserick 2023: 24).

Eine umfassende Betrachtung des Themas Nesthocker und Arbeitslosigkeit im Familienkontext findet sich in der Forschungsarbeit von Jacob & Kleinert (2007). Sie haben den **Effekt der Arbeitslosigkeit auf die räumliche Ablösung vom Elternhaus** untersucht und verwenden dafür Längsschnittdaten zweier Geburtskohorten (1964 und 1971) aus Deutschland. Die Studie liefert wichtige Erkenntnisse zum Zusammenhang zwischen Arbeitslosigkeit und Familie, denn sie berücksichtigt den Familienkontext in dreierlei Hinsicht: (1) in Bezug auf die Wohnsituation (Zusammenwohnen mit den Eltern), (2) auf die Erwerbssituation und Berufsstatus der Eltern und (3) in Bezug auf eine eigene Partnerschaft.

Unabhängig von der Erwerbssituation der jungen Erwachsenen zeigte sich zunächst, dass **jene früher das Elternhaus verlassen, die einen arbeitslosen Vater haben**; die Wahrscheinlichkeit ist 1,3-mal höher (Jacob & Kleinert 2007: 19). Dies könnte vor dem Hintergrund passieren, dass die Jugendlichen ihre Eltern finanziell entlasten wollen oder dass die familialen Beziehungen aufgrund der Arbeitslosigkeit schwierig sind und zum Auszug motivieren (ebd.). **Wenn aber die Jugendlichen selbst arbeitslos sind, konnten die Daten nicht belegen, dass die elterliche Situation eine Rolle spielt**. Die Forscherinnen hatten nämlich vermutet, dass elterliche Ressourcen (belegt durch Erwerbstätigkeit des Vaters und höheren beruflichen Status) den Auszug aus dem Elternhaus begünstigen, weil sie die fehlenden Ressourcen der arbeitslosen Jugendlichen kompensieren. Das ist also nicht der Fall, jedoch gibt es einen anderen Zusammenhang: **Die weitaus entscheidendere Komponente ist der Partnerschaftsstatus. Jene jungen Erwachsenen, die einen Partner oder eine Partnerin haben, werden bei eigener Arbeitslosigkeit früher das Elternhaus verlassen**, während jene, die Single sind, später das Elternhaus verlassen (Jacob & Kleinert 2007: 4). Dass eine Partnerschaft den Auszug beschleunigt, erklären die Forscherinnen damit, dass sich das junge Paar gegenseitig unterstützt – und zwar mehr, als das die Eltern tun würden. Interessanterweise ziehen nicht nur jene früher aus, die selbst arbeitslos sind, sondern auch jene, deren Partner\_in arbeitslos ist. Auch das untermauert die Hypothese, dass man sich in der jungen Partnerschaft gegenseitig unterstützen möchte (Jacob & Kleinert 2007: 20f.). Für arbeitslose Singles wiederum sind Unterstützungsleistungen des Staates eine wichtige Ressource, die ihren Auszug aus dem Elternhaus vorantreibt – während dieser Faktor für junge Erwachsene in Partnerschaft statistisch betrachtet keine Rolle spielt (ebd.: 25). Einen Partner bzw. eine Partnerin zu haben ist demnach eine entscheidende Voraussetzung dafür, ob man das

Elternhaus verlassen und eine eigenen Haushalt gründen möchte und im Fall von Arbeitslosigkeit dies auch finanziell (gemeinsam) bewerkstelligen kann.

## 7 Zusammenfassung und Resümee

Die vorliegende Arbeit hat sich mit der Frage auseinandergesetzt, wie Arbeitslosigkeit und Familie zusammenspielen. Dafür wurden zwei Perspektiven berücksichtigt: (1) die Frage nach den Auswirkungen vom Wegfall der Erwerbsarbeit im familialen Kontext und (2) die Frage, inwieweit die Familie (Familienstruktur, familiale Rollenträger, familienrelevante Lebenspläne) das Ereignis oder das Erleben von Arbeitslosigkeit mitstrukturieren kann. Diesen Fragen wird in einer strukturierten Zusammenschau relevanter empirischer Arbeiten nachgegangen. Sie wird ergänzt um deskriptive Auswertungen zu aktuellen Datenkörpern für Österreich (z. B. Mikrozensus, Generations and Gender Programme – GGP 2023). Einleitend wurde in einer kurzen sozialhistorischen Analyse dargelegt, wie sich die Beziehung zwischen Familien- und Erwerbswelt gewandelt hat, so dass ein Jobverlust heute anders erlebt wird als zu Zeiten der vorindustriellen Familie.

### **Spätmoderne Familie und individualisierte Arbeitslosigkeit**

Wie die beiden Teilbereiche der Gesellschaft "Familie" und "Arbeit" aufeinander bezogen sind, hat sich im Laufe der letzten Jahrhunderte stark gewandelt. Es wurde nachgezeichnet, dass Arbeitslosigkeit erst mit der Industrialisierung jene Bedeutung erlangte, die wir heute kennen. Die räumliche Trennung von Familienhaushalt und Erwerbswelt sowie der Wegfall der sozialrechtlichen Schutzfunktion der Hausgemeinschaft haben dazu geführt, dass die Erwerbsarbeit ab der Industrialisierung weitaus weniger in einen familialen Kontext eingebettet war. In der Spätmoderne schließlich gilt die Erwerbsarbeit als "individuelles Projekt", und wer sie verliert, hat ein "individuelles Problem". Dieser Deutungsdiskurs ist nicht nur in Politik und Medien zu beobachten, sondern ebenso in der empirischen Arbeitsmarktforschung, die vor allem im Blick hat, wie Arbeitssuchende wieder an eine Erwerbsarbeit herangeführt werden können. Im Zentrum stehen weitaus häufiger individuelle Dispositionen als soziale oder spezifisch familiale Gegebenheiten.

### **Erwerbslosigkeit als Mangel – ökonomisch, psychisch, physisch, sozial**

Keiner Erwerbsarbeit nachgehen zu können, wird in der sozialwissenschaftlichen Forschungsliteratur vor allem als Mangel beschrieben, der das Individuum in verschiedenen Aspekten seines Lebens einschränkt: ökonomisch, psychisch, physisch und sozial. Dieser deprivationstheoretische Ansatz dominiert die Forschungslandschaft und hat in den Arbeiten von Jahoda (1981) seinen Anfang. Schon diese nun etwa ein Jahrhundert zurückliegende berühmte "Marienthal-Studie" (Jahoda et al. 1933) hat eindrücklich gezeigt, dass der Verlust des Arbeitsplatzes nicht nur die offensichtlichen, manifesten, ökonomischen Einschränkungen mit sich bringt, sondern damit auch die so genannten "latenten Funktionen" von Arbeit entfallen: Es fehlt an Tagesstruktur, sozialen Kontakten, Teilhabe an kollektiven Zielen, regelmäßiger Aktivität und identitätsstiftenden Tätigkeiten. Zur Abbildung dieser Nachteile hat Jahoda die berühmte LAMB-Skala (*Latent and Manifest Benefits of Work*) entwickelt, die seither umfassend verwendet, empirisch getestet und in neuen Skalen weiterentwickelt wurde.

### **Die Identifikation von Folgen als dominierendes Erkenntnisinteresse**

Die Erhebung von Zusammenhängen zwischen Arbeitslosigkeit und familienrelevanten Variablen stellt die Statistik vor komplexe Herausforderungen. Besonders schwierig ist das Thema der Kausalitäten, wenn es nämlich darum geht, ob die Arbeitslosigkeit Grund oder Folge von einem anderen Ereignis ist. Sofern der familiale Kontext von Arbeitslosigkeit erforscht wird, bezieht sich der allergrößte Teil der

recherchierten Forschungsarbeiten auf die Folgen von Arbeitslosigkeit. Das ist eine wichtige Erkenntnis der Literaturrecherche. Damit wird ein kausaler Zusammenhang betont: Das Ereignis der Arbeitslosigkeit hat Auswirkungen. Der umgekehrte Zusammenhang hingegen, wie familiäre Spezifika einer Person deren Erfahrung von Arbeitslosigkeit formen können (z. B. Familie als Unterstützung), wird weitaus seltener untersucht. Zunächst zu den Folgen: Für die vorliegende Arbeit wurden Forschungsergebnisse zusammengestellt, welche einerseits die Partnerschaft und andererseits die Eltern-Kind-Beziehung betreffen.

### **Kinderwunsch**

Die Erforschung vom Zusammenhang zwischen Arbeitslosigkeit und Kinderwunsch hat bislang keine konsistenten Studienergebnisse hervorgebracht. Während manche Untersuchungen *keinen* generellen Zusammenhang feststellen können, zeigen die aktuellen Zahlen des österreichischen GGP 2023, dass arbeitslose Menschen in ihrem Kinderwunsch durch die aktuellen Krisen (Ukraine-Krieg, Covid, Inflation) besonders stark beeinflusst werden: Sie antworten fast doppelt so häufig mit "Ja" auf die Frage, ob sich ihr Kinderwunsch durch die Krisen verändert habe (8,9 % der Beschäftigten vs. 15,8 % der Arbeitslosen). Meistens wurde die gewünschte Kinderzahl nach unten korrigiert. Umgekehrt gibt es in weiteren Studien speziell für die Gruppe der weniger gebildeten Frauen Hinweise darauf, dass sie im Fall von Arbeitslosigkeit früher Mutter werden. Kreyenfeld sieht darin eine schon länger bestehende These zum "Wert von Kindern" bestätigt (vgl. Friedman, Hechter & Kanazawa 1994), dass nämlich benachteiligte Bevölkerungsgruppen die Elternschaft als eine Methode nutzen könnten, um ihr ansonsten unsicheres Leben zu strukturieren und mit Sinn zu füllen.

### **Folgen für Kinder und Jugendliche**

Für Kinder und Jugendliche bedeutet die elterliche Arbeitslosigkeit eine Belastung, die sich in vielfältiger Weise ausdrücken kann. Allein schon der Einkommensausfall kann Handlungsspielräume einschränken, was die gesellschaftliche Teilhabe betrifft (z. B. Freizeitgestaltung, Schulausflüge). Jüngste Daten für Österreich des GGP 2023 zeigen: Unter Arbeitssuchenden mit ein oder zwei Kindern fühlt sich etwa knapp ein Drittel (31,5 %) stark belastet, hingegen sind es unter den Beschäftigten mit gleicher Kinderzahl gerade einmal 4,1 %. Auch psychosoziale Belastungen bis hin zu kognitiven und nicht-kognitiven Defiziten sind in der Forschungsliteratur dokumentiert und betreffen beispielsweise die Schulleistungen oder die emotionale Belastung, wenn Eltern untereinander streiten. Dabei hat offenbar auch das Familiensetting einen Einfluss: Eine deutsche Studie (Schmidpeter & Koch 2019) legt nahe, dass sich Kinder von arbeitslosen Eltern im traditionellen Vater-Mutter-Kind-Setting weniger belastet fühlen als Kinder von Alleinerziehenden oder in Stieffamilien. In derselben Studie konnte nachgewiesen werden, dass der subjektive Belastungsgrad bei elterlicher Arbeitslosigkeit vergleichsweise geringer ausgeprägt ist als etwa bei einer Trennung der Eltern (Schmidpeter & Koch 2019: 72f.). Die negative Implikation elterlicher Arbeitslosigkeit soll damit nicht verharmlost werden, setzt sie aber in Relation und unterstreicht gleichzeitig, dass besonders emotionale Verluste schwerer wiegen können.

### **"Nesthocker" sind nicht häufiger arbeitslos**

Dass junge Erwachsene, die in ihrem dritten Lebensjahrzehnt noch im elterlichen Haushalt leben, aufgrund von eigener Arbeitslosigkeit länger zu Hause verweilen, lässt sich statistisch nicht belegen. Zumindest zeigen die rezenten Daten für Österreich (GGP 2023). Unter den 25- bis 34-Jährigen, die im

Elternhaushalt leben, sind immerhin 70 % aktiv erwerbstätig; unter Gleichaltrigen, die nicht mit den Eltern zusammenwohnen, ist der Anteil fast gleich hoch, nämlich 68 % (Geserick 2023: 24). Allerdings spielt die elterliche Arbeitslosigkeit scheinbar eine Rolle für das Auszugsverhalten: Eine deutsche Studie konnte zeigen, dass jene jungen Erwachsenen früher das Elternhaus verlassen, die einen arbeitslosen Vater haben (Jacob & Kleinert 2007). Dies könnte vor dem Hintergrund geschehen, dass die Jugendlichen ihre Eltern finanziell entlasten wollen oder dass die familialen Beziehungen aufgrund der Arbeitslosigkeit schwierig sind und zum Auszug motivieren (ebd.). Wenn hingegen die jungen Erwachsenen selbst arbeitslos sind, hat die Berufstätigkeit der eigenen Eltern keinen Einfluss darauf, ob sie früher oder später das Elternhaus verlassen – hier spielt eine ganz andere Variable eine große Rolle: die eigene Partnerschaft. Wer als arbeitsloser junger Mensch, der noch bei den Eltern wohnt, eine Partnerschaft hat, wird das Elternhaus schneller verlassen als jemand, der single ist, so die Studie von Jacob & Kleinert (2007).

### **Spill-over-Effekte in der Partnerschaft**

Was die Folgen für die Partnerschaft angeht, ist diese natürlich nicht *unmittelbar* durch die Arbeitslosigkeit einer der beiden Partner bedroht. Doch die Arbeitslosigkeit reicht in verschiedene Bereiche des Paaralltags hinein und kann dort negative Folgen haben, die so genannten Übertragungs- oder Spill-Over-Effekte (Esche 2017). Beschrieben wurden (1) Konflikte in der häuslichen Arbeitsteilung, (2) Konflikte aufgrund finanzieller Einschnitte, und (3) emotional-soziale Unstimmigkeiten in der Partnerschaft, die sogar (4) zu Gewalt in der Partnerschaft führen können. Auch, dass durch die Arbeitslosigkeit (5) die Trennungswahrscheinlichkeit eines Paares steigt, konnten einige Studien darlegen. Für alle genannten Bereiche ist die Studienlage nicht einheitlich, zum Teil sogar widersprüchlich, was etwa eine höhere Gewaltbereitschaft von Männern angeht.

### **Der arbeitslose Haupternährer: Arbeitslosigkeit als "Problem der Männer"**

Was die Studienergebnisse bezüglich Partnerschaft jedoch eindrücklich eint, ist die dominante Rolle der Geschlechtervariable in nahezu allen Bereichen, die untersucht wurden. So ist zum Beispiel der destabilisierende Effekt von Arbeitslosigkeit auf die Partnerschaft stärker, wenn der Mann (statt der Frau) den Arbeitsplatz verliert. Und wie gesehen verlassen erwachsene Kinder früher das Elternhaus, wenn der Vater arbeitslos ist. Nach Paul & Moser (2009) leiden auch die Männer selbst offenbar stärker als Frauen unter dem Verlust des Arbeitsplatzes – besonders, wenn sie ein traditionelles Familienbild haben (Tur-Prats 2021). Zudem kehren Männer schneller an den Arbeitsmarkt zurück als arbeitslose Frauen – vor allem, wenn sie verheiratet sind (Howe 2022). So manifestiert sich Arbeitslosigkeit auch heute noch häufig als "Problem der Männer". Sie sind es schließlich, die qua Erwerbsarbeit das Familieneinkommen alleine sichern müssen, während die Frau Haushalts- und Fürsorgearbeiten übernimmt. Aber gilt diese geschlechtertypische Arbeitsteilung immer noch? Was aus heutiger Sicht eher als überholt gilt, zeigt sich in den Forschungsarbeiten als überraschend robuste kulturelle Norm, die sich in den Ergebnissen (und manchmal bereits in den Studiendesigns) manifestiert – und zwar nicht nur in der weit zurückliegenden Studie von Jahoda et al. (1933). Diese hatte erkannt, dass die Geschlechterordnung im Haushalt trotz Arbeitslosigkeit beider Partner asymmetrisch-traditionell bleibt, indem die Frau für Küche und Kinder allein zuständig ist, während der Mann nicht wisse, wie er seine Zeit verbringe. Beide seien nun "verdienstlos", aber nur der Mann sei "arbeitslos", formulieren Jahoda et al. (1933: 91). Jüngere Studien konnten zwar feststellen, dass sich arbeitslose Männer vermehrt in der unbezahlten Hausarbeit engagieren, allerdings führt das offensichtlich *nicht* dazu, dass

ihre Partnerin daraufhin weniger Zeit investiert. Ihr Arbeitseinsatz bleibt gleich, so dass im Haushalt insgesamt mehr Zeit für unbezahlte Arbeit aufgewendet wird ("home production"). Insofern kann angenommen werden, dass arbeitsbezogene Einstellungen und Handlungsmuster auch heute noch geschlechertypisch assoziiert sind – wenn auch mittlerweile in milderer Ausprägung.

Die Ursache für diese Asymmetrie dürfte in der fortbestehenden strukturellen Ungleichheit auf dem Arbeitsmarkt liegen, wodurch Männer tendenziell einen größeren Beitrag zum Familieneinkommen leisten als Frauen. Auch der jeweilige länderspezifische Kontext wird eine Rolle spielen. Dort, wo institutionelle Kinderbetreuung kostspielig ist und steuerliche Anreize (z. B. das Ehegattensplitting in Deutschland) das Hauptnährermodell begünstigen (Jacob & Kleinert 2014), wird die geschlechertypische Aufteilung in Erwerbs- und Sorgearbeit eher Bestand haben und männliche Arbeitslosigkeit (in heterosexuellen Partnerschaften) schwerer wiegen und deshalb auch in Studien größere statistische Effekte zeigen.

### **Soziale Beziehungen als Ressource: Die Pufferhypothese**

Die so genannte Pufferhypothese (Atkinson et al. 1986) geht davon aus, dass sozialen Beziehungen vor allem zwei Funktionen zukommen: Erstens können sie der arbeitslosen Person helfen, wieder eine Arbeitsstelle zu finden. Zweitens können sie dazu beitragen, dass die Arbeitslosigkeit besser verkraftet wird. Dabei dürften familiäre Netzwerke eine besondere Relevanz haben: Studien, die das subjektive Erleben arbeitsloser Menschen deskriptiv erhoben haben, haben erkannt, dass sich arbeitslose Personen stärker der Familie zuwenden und dass diese familialen Netzwerke offenbar auch stabiler sind als sonstige soziale Netzwerke wie zum Beispiel Freundschaften (Fink et al. 2018; Buchner & Leßmann 2016; Hess et al. 1991). Statistisch komplexere Studien haben sich mit Blick auf die Familie als wirksame Bewältigungsressource vor allem der psychischen Gesundheit gewidmet. Sie haben untersucht, inwieweit durch Arbeitslosigkeit induzierte Depressionen, Angstzustände oder erhöhtes Stresserleben durch das soziale Umfeld abgefedert werden können.

### **Unklare Wirkmechanismen familialer Unterstützung**

Dass das Vorhandensein sozialer Netzwerke und familialem Rückhalt positiv auf die psychische Gesundheit wirken, ist in der Forschungsliteratur prinzipiell unumstritten. Allerdings sind die präzisen Wirkmechanismen und das Ausmaß dieses Einflusses noch unklar. Besonders die statistisch komplexeren Studien zeigen immer wieder, dass soziale oder spezifisch familiäre Unterstützung, wenn sie als moderierende Größe genauer untersucht wird (z. B. im Zusammenhang mit psychischem Wohlbefinden oder Erfolg bei der Jobsuche), nicht (immer) den Einfluss hat, den man erwarten würde; vermutlich auch, weil die Beschaffenheit und Ausformung sozialer Beziehungen und Interaktionen komplex, fluide und in empirischen Erhebungen nur schwer zu operationalisieren ist. Eine mögliche Erklärung dafür, dass einzelne Wirkmechanismen (noch) nicht aufgedeckt werden konnten, mag sein, dass Arbeitslosigkeit selten als singuläres Ereignis auftritt, sondern oft eingebettet ist in Multiproblemlagen: Häufig spielen eine Erkrankung, ein kritisches Lebensereignis und familiäre Belastungsfaktoren eine Rolle, wie z. B. Verlust durch Tod, pflegebedürftige Angehörige, Suchtproblematiken usw.

### **Undifferenzierter Begriff der "sozialen Beziehungen"**

Für jene Studien, die soziale Integration oder Unterstützung als moderierende Variable in statistischen Modellen untersuchen, ist kennzeichnend, dass diese "soziale" Komponente kaum näher expliziert wird. Wer nämlich in den "sozialen Beziehungen" tatsächlich repräsentiert ist, bleibt oft im Dunkeln. Stattdessen wird in "enge" und "weniger enge" Kontakte unterteilt, um dann beispielsweise die Anzahl dieser Kontakte als metrische Variable zu verwenden. Der Begriff "Familie" oder familiale Rollenträger (Eltern, Kinder, usw.) werden selten explizit genannt. Interessanterweise finden sich bereits in der Studie von Jahoda et al. (1933) Lücken in der systematischen Analyse von Familienspezifika. Zwar werden vorab familienrelevante Forschungsfragen formuliert (z. B. die Wirkung elterlicher Arbeitslosigkeit auf die Kinder), im Ergebnisteil des Berichts werden sie aber nicht gezielt beantwortet. Trotzdem finden sich zahlreiche und reichhaltige familienrelevante Ergebnisse, die in besonderer Weise richtungsweisend sind für das Thema. Zum Beispiel können Jahoda et al. eindrucksvoll festhalten, wie die Arbeitslosigkeit der Eltern und (schlechte) Gesundheit ihrer Kinder assoziiert sind. Ebenso kommen sie zu dem Schluss, dass vor allem die Kinder – aber auch die Wohnung – jene beiden Bereiche seien, die "gewöhnlich zuallerletzt vernachlässigt" würden. So ist ihr das Versäumnis, familienrelevante Fragestellungen nicht beantwortet zu haben, eher formal-methodischer Natur, und kein inhaltliches. Es könnte aber bezeichnend sein: Vielleicht erscheint das Thema "Familie" als zu groß, als zu komplex, als dass man es empirisch gut operationalisieren kann. Diese Vermutung drängt sich auch für aktuellere Forschungsarbeiten auf. Denn auch viele neuere Arbeiten tun sich offensichtlich schwer mit einem differenzierten Begriff sozialer Beziehungen.

### **Arbeitslosigkeit als Ausgangssituation – nicht als Prozess oder Ergebnis**

Nur die allerwenigsten Studien unterscheiden bzw. haben wenigstens darauf verwiesen, in welchen Entstehungskontext die Arbeitslosigkeit eingebettet ist; ob sie etwa zustande gekommen ist, weil eigeninitiiert gekündigt wurde oder ob es sich um einen unfreiwilligen Verlust des Arbeitsplatzes handelte. Allein diese Tatsache deutet darauf hin, dass die Arbeitslosigkeit *selbst* bislang eher als unabhängige Variable, und nicht als eine sich entwickelnde Situation (= von der Erwerbsarbeit in die Arbeitslosigkeit) betrachtet wird, die man in ihrem Verlauf beschreiben und analysieren würde. Allenfalls die Phase der Rückkehr in die Arbeitswelt (= von der Arbeitslosigkeit in die Erwerbsarbeit) wurde in Forschungsarbeiten begleitet.

### **Limitationen bisheriger Forschung: drei Ansatzpunkte**

Entlang der Literaturrecherche sind besonders drei Aspekte in Erscheinung getreten, welche aus familienwissenschaftlicher Sicht die Ergebnisse bisheriger Studien limitieren: (1) Arbeitslosigkeit wird vor allem als Ausgangssituation, nicht als Prozess erhoben. (2) Es wird selten explizit auf familiäre Beziehungen fokussiert. (3) Die Wirkmechanismen familialer Unterstützung sind bislang kaum nachvollziehbar. So bieten sich gerade über diese drei Aspekte Ansatzpunkte für weitergehende Forschungen, die sich dem Zusammenspiel zwischen Familie und Arbeitslosigkeit widmen wollen.

### **Potenzial für weitere Forschung: Subjektiv erlebte Unterstützung im Familienkontext**

Konkret würde sich für weitere Forschungen aus dem Bereich der Familiensoziologie anbieten, die uneinheitlichen Ergebnisse und blinde Flecken im Zusammenhang mit der sozialen Unterstützung in den Blick zu nehmen – und dabei den bislang wenig differenzierten Begriff der sozialen Beziehungen auf familiäre Rollenträger zu konkretisieren: Wie kann zum Beispiel ein Partner bzw. eine Partnerin

unterstützen, so dass die Arbeitslosigkeit besser bewältigt wird und die Rückkehr auf den Arbeitsmarkt gelingt? Welche Rolle spielt das Generationenverhältnis, etwa in Hinblick auf finanzielle Unterstützung? Denn insgesamt fehlt bislang der Blick in die Familien, in familienspezifische Konstellationen, die aus subjektiver Sicht berichtet werden. Jahoda hat diese Perspektive in ihrer Forschung eingenommen, die aber sehr lange zurückliegt. Seither haben sich vor allem die Geschlechterverhältnisse und die diesbezüglichen kulturellen Normen geändert. So hat etwa das männliche Ernährermodell an normativer Kraft verloren – obgleich es, wie gesehen, noch stark nachwirkt. Dies wiederum gilt nicht für alle Kulturen, und damit ist ein Thema angesprochen, das in Zukunft an Bedeutung gewinnen wird: Die Situation zugewanderter Familien. Auch dies ist ein Thema, das in der Literaturrecherche so gut wie gar nicht in Erscheinung getreten ist. Trotzdem scheint es von großer Bedeutung, wenn man die Zusammensetzung der österreichischen Gesellschaft und die Arbeitslosenquoten von Menschen mit Migrationshintergrund berücksichtigt.

So wären zukünftige Erhebungen erstrebenswert, die nach Familientyp und kulturellem Hintergrund differenzieren und die subjektive Einschätzung dazu erheben, wer in der eigenen Arbeitslosigkeit wichtige Bezugspersonen in der Familie sind und wie sie emotional, praktisch und finanziell unterstützen (können).

## 8 Literatur

- Akerlof, George A.; Rachel E. Kranton (2000): Economics and Identity. In: *The Quarterly Journal of Economics* 115 (3), S. 715–753.
- Arbeitsmarktservice Österreich (AMS) (2023): Arbeitsmarktdaten im Kontext von Bildungsabschlüssen. Wien (Spezialthema). Online verfügbar unter [https://www.ams.at/content/dam/download/arbeitsmarktdaten/%C3%B6sterreich/berichte-auswertungen/001\\_spezialthema\\_0323.pdf](https://www.ams.at/content/dam/download/arbeitsmarktdaten/%C3%B6sterreich/berichte-auswertungen/001_spezialthema_0323.pdf), zuletzt geprüft am 24.04.2023.
- Arena, Andrew F.; Mobbs, Sophia; Sanatkar, Samineh; Williams, Douglas; Collins, Daniel; Harris, Marnie et al. (2023): Mental health and unemployment: A systematic review and meta-analysis of interventions to improve depression and anxiety outcomes. In: *Journal of affective disorders* 335, S. 450–472. DOI: 10.1016/j.jad.2023.05.027.
- Atkinson, Thomas; Liem, Ramsay; Liem, Joan H. (1986): The Social Costs of Unemployment: Implications for Social Support. In: *Journal of Health and Social Behavior* 27 (4), S. 317. DOI: 10.2307/2136947.
- Bähr, Sebastian; Batinic, Bernad; Collischon, Matthias (2022): Heterogeneities in the latent functions of employment: New findings from a large-scale German survey. In: *Frontiers in Psychology* 13, S. 909558. DOI: 10.3389/fpsyg.2022.909558.
- Beck, Ulrich (1983): Jenseits von Klasse und Stand. In: Reinhard Kreckel (Hg.): *Soziale Ungleichheiten*. Göttingen: Otto Schwartz & Co, S. 35–74.
- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Berlin: Suhrkamp-Verlag. Online verfügbar unter <https://d-nb.info/870103873/04>.
- Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (1990): *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch, 1725).
- Becker, Gary S.; Landes, Elisabeth M.; Michael, Robert T. (1977): An Economic Analysis of Marital Instability. In: *Journal of Political Economy* 85 (6), S. 1141–1187.
- Buchner, Elisabeth; Leßmann, Ortrud (2016): *Länderbericht Österreich. Die sozialen Folgen der Krise für Arbeitssuchende 45+*. Salzburg (Re-InVEST Papers).
- Ehmer, Josef; Mitterauer, Michael (Hg.) (1986): *Familienstruktur und Arbeitsorganisation in ländlichen Gesellschaften*. Wien, Köln, Graz: Böhlau.
- Esche, Frederike (2017): *Die Folgen der Arbeitslosigkeit für Partnerschaften*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Esser, Hartmut (2004): *Soziologische Anstöße*. Frankfurt am Main: Campus-Verlag.
- Fernandez-Crehuet, Jose Maria; Gil-Alana, Luis Alberiko; Barco, Cristina Martí (2020): Unemployment and Fertility: A Long Run Relationship. In: *Social Indicators Research* 152 (3), S. 1177–1196. DOI: 10.1007/s11205-020-02468-8.
- Fink, Marcel; Titelbach, Gerlinde; Mürzl, Elisabeth (2018): *Arbeitslosigkeit. Die sozialen Folgen für Betroffene und Angehörige*. Institut für Höhere Studien (IHS). Wien. Online verfügbar unter [https://wien.arbeiterkammer.at/service/studien/Arbeitsmarkt/Arbeitslosigkeit\\_Die\\_sozialen\\_Folgen.pdf](https://wien.arbeiterkammer.at/service/studien/Arbeitsmarkt/Arbeitslosigkeit_Die_sozialen_Folgen.pdf), zuletzt geprüft am 22.05.2023.
- Friedman, David; Hechter, Michael; Kanazawa, Satoshi (1994): A theory of the value of children. In: *Demography* (31), S. 375–401.
- Geserick, Christine (2011): *Ablösung vom Elternhaus: Ergebnisse aus dem Generations and Gender Survey (GGG) 2008/09*. Wien (ÖIF Working Paper, 76). Online verfügbar unter <https://usolar.univie.ac.at/detail/o:527643>, zuletzt geprüft am 06.12.2023.
- Geserick, Christine (2023): Wer sind die Nesthocker? In: Norbert Neuwirth, Isabella Buber-Ennser und Beat Fux (Hg.): *Familien in Österreich. Partnerschaft, Kinderwunsch und ökonomische Situation in herausfordernden Zeiten*. Wien, S. 24.

- Geserick, Christine; Hornung, Helena; Hübel, Teresa; Kaindl, Markus; Wernhart, Georg (2023): Arbeitsteilung in Partnerschaften. Wien (ÖIF Forschungsbericht, 50).
- Greenstein, Theodore N. (2009): National Context, Family Satisfaction, and Fairness in the Division of Household Labor. In: *Journal of Marriage and the Family* 71 (4), S. 1039–1051. DOI: 10.1111/j.1741-3737.2009.00651.x.
- Haubner, Tine; Pongratz, Hans J. (2021): Die ganze Arbeit! Für eine transversale Arbeitssoziologie. In: *AIS-Studien* 14 (2), S. 8–26. DOI: 10.21241/ssoar.75423.
- Hess, Doris; Hartenstein, Wolfgang; Smid, Menno (1991): Auswirkungen von Arbeitslosigkeit auf die Familie. In: *Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung* 24, S. 178–192. DOI: Anlage.
- Hoem, Britta; Hoem, Jan M. (1996): Sweden's family policies and roller-coaster fertility. In: *Journal of Population Problems* 52 (3-4), S. 1–22.
- Howe, George W. (2022): Heterogeneity in the Effects of Interventions to Prevent Depression in Couples Facing Job Loss: Studying Baseline Target Moderation of Impact. In: *Prevention Science, the official journal of the Society for Prevention Research* 24 (2), S. 271–285. DOI: 10.1007/s11121-022-01410-3.
- Jacob, Marita; Kleinert, Corinna (2007): Does Unemployment Help or Hinder Becoming Independent? The Role of Employment Status for Leaving the Parental Home. In: *European Sociological Review* 24 (2), S. 141–153. DOI: 10.1093/esr/jcm038.
- Jacob, Marita; Kleinert, Corinna (2014): Marriage, Gender, and Class: The Effects of Partner Resources on Unemployment Exit in Germany. In: *Social Forces* 92 (3), S. 839–871. DOI: 10.1093/sf/sot130.
- Jahoda, Marie (1981): Work, employment, and unemployment: Values, theories, and approaches in social research. In: *American Psychologist* 36 (2), S. 184–191. DOI: 10.1037/0003-066X.36.2.184.
- Jahoda, Marie; Lazarsfeld, Paul Felix; Zeisel, Hans (1933/2020): *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit.* Frankfurt am Main: Suhrkamp (Edition Suhrkamp, 769).
- Janlert, Urban; Hammarström, Anne (2009): Which theory is best? Explanatory models of the relationship between unemployment and health. In: *BMC Public Health* 9, S. 1–9. DOI: 10.1186/1471-2458-9-235.
- Kessler, Ronald C.; Turner, J. Blake; House, James S. (1987): Intervening processes in the relationship between unemployment and health. In: *Psychological Medicine* 17, S. 949–961.
- Knost, Eberhard (2000): *Auswirkungen von Armut und Arbeitslosigkeit auf die psychosoziale Entwicklung der Betroffenen und deren Familien, insbesondere der Kinder und Jugendlichen.* Dissertation. Universität Dortmund.
- Kovacs, Carrie; Stiglbauer, Barbara; Batinic, Bernad; Gnabs, Timo (2019): Development of a shortened version of the latent and manifest benefits of work (LAMB) Scale. In: *European Journal of Psychological Assessment* 35 (5), S. 685–697.
- Kreyenfeld, Michaela (2010): Uncertainties in female employment careers and the postponement of parenthood in Germany. In: *European Sociological Review* 26 (3), S. 351–366.
- Kreyenfeld, Michaela (2020): "Corona, Krise und Geburten". *Soziologische Perspektiven auf die Coronakrise.* Digitales Kolloquium. Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung. Online verfügbar unter <https://coronasozioologie.blog.wzb.eu/podcast/michaela-kreyenfeld-corona-krise-und-geburten>, zuletzt geprüft am 10.11.2023.
- Krug, Gerhard; Eberl, Andreas (2018): What explains the negative effect of unemployment on health? An analysis accounting for reverse causality. In: *Research in Social Stratification and Mobility* 55, S. 25–39. DOI: 10.1016/j.rssm.2018.03.001.
- Krug, Gerhard; Prechsl, Sebastian (2020): The role of social integration in the adverse effect of unemployment on mental health. Testing the causal pathway and buffering hypotheses using panel data. In: *Social Science Research* 86, S. 1–25. DOI: 10.1016/j.ssresearch.2019.102379.

- Kulik, Leonard (2000): Jobless men and women: A comparative analysis of job search intensity, attitudes toward employment, and related responses. In: *Journal of Occupational and Organizational Psychology* (73), S. 487–500.
- McKee-Ryan, Frances; Song, Zhaoli; Wanberg, Connie R.; Kinicki, Angelo J. (2005): Psychological and physical well-being during unemployment: a meta-analytic study. In: *The Journal of applied psychology* 90 (1), S. 53–76. DOI: 10.1037/0021-9010.90.1.53.
- Meuwly, Nathalie; Wilhelm, Peter; Eicher, Véronique; Perrez, Meinrad (2011): Welchen Einfluss hat die Aufteilung von Hausarbeit und Kinderbetreuung auf Partnerschaftskonflikte und Partnerschaftszufriedenheit bei berufstätigen Paaren? In: *Zeitschrift für Familienforschung* 23 (1), S. 37–56.
- Mitterauer, Michael (1987): Familie und Arbeitswelt in historischer Sicht. In: *Gewerkschaftliche Monatshefte* (4), S. 200–207. Online verfügbar unter <https://library.fes.de/gmh/main/pdf-files/gmh/1987/1987-04-a-200.pdf>, zuletzt geprüft am 14.04.2023.
- Mitterauer, Michael; Sieder, Reinhard (1991): Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie. 4. Auflage, Originalausgabe. München: Verlag C.H. Beck (Beck'sche Reihe, 158).
- Muller, Juanita J.; Creed, Peter A.; Waters, Lea E.; Machin, M. Anthony (2005): The development and preliminary testing of a scale to measure the latent and manifest benefits of employment. In: *European Journal of Psychological Assessment* 21 (3), S. 191–198.
- Paul, Karsten I.; Moser, Klaus (2009): Unemployment impairs mental health: Meta-analyses. In: *Journal of Vocational Behavior* 74 (3), S. 264–282. DOI: 10.1016/j.jvb.2009.01.001.
- Paul, Karsten; Zechmann, Andrea; Moser, Klaus (2016): Psychische Folgen von Arbeitsplatzverlust und Arbeitslosigkeit. In: *WSI Mitteilungen* (5), S. 373–380.
- Peter, Frauke H.; Spieß, C. Katharina (2013): Arbeitsplatzverlust der Mutter kann die Entwicklung ihrer Kinder beeinträchtigen. In: *DIW Wochenbericht* (33), S. 3–9.
- Raml, Reinhard; Waldhauser, Aleksandra (2021): Langzeitarbeitslosigkeit und ihre gravierenden Folgen für die Betroffenen und die Gesellschaft. In: *Wirtschafts- und sozialpolitische Zeitschrift des Instituts für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften* 44 (3).
- Schmidpeter, Eva; Koch, Gabriele (2019): Familie und familiäre Belastungen. In: Dietmar Sturzbecher, Bianca Bredow und Mareike Büttner (Hg.): *Wandel der Jugend in Brandenburg*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, S. 61–86.
- Schönherr, Daniel; Sturmberger, Werner (2021): Zur Situation von Arbeitslosen in Österreich 2021. SORA Institute for Social Research and Consulting. Wien.
- Selenko, Eva; Stiglbauer, Barbara; Batinic, Bernad (2020): More evidence on the latent benefits of work: bolstered by volunteering while threatened by job insecurity. In: *European Journal of Work and Organizational Psychology* 29 (3), S. 364–376. DOI: 10.1080/1359432X.2019.1706487.
- Shor, Eran; Roelfs, David J.; Yogev, Tamar (2013): The strength of family ties: A meta-analysis and meta-regression of self-reported social support and mortality. In: *Social Networks* 35 (4), S. 626–638. DOI: 10.1016/j.socnet.2013.08.004.
- Tur-Prats, Ana (2021): Unemployment and intimate partner violence: A Cultural approach. In: *Journal of Economic Behavior & Organization* 185, S. 27–49. DOI: 10.1016/j.jebo.2021.02.006.
- Tøge, Anne Grete; Blekesaune, Morten (2015): Unemployment transitions and self-rated health in Europe: A longitudinal analysis of EU-SILC from 2008 to 2011. In: *Social Science & Medicine* (1982) 143, S. 171–178. DOI: 10.1016/j.socscimed.2015.08.040.
- Uchino, Bert N. (2004): *Social Support and Physical Health: Understanding the Health Consequences of Relationships*. New Haven: Yale University Press.
- Voßemer, Jonas; Heyne, Stefanie (2019): Unemployment and Housework in Couples: Task-Specific Differences and Dynamics Over Time. In: *Journal of Marriage and the Family* 81 (5), S. 1074–1090. DOI: 10.1111/jomf.12602.

Wilkie, Jane Riblett; Ferree, Myra Marx; Ratcliff, Kathryn Strother (1998): Gender and Fairness: Marital Satisfaction in Two-Earner Couples. In: Journal of Marriage and the Family 60 (3), S. 577. DOI: 10.2307/353530.

## 9 Kurzbiografie der Autorin

### **Dr. Christine Geserick**

Soziologin

Christine Geserick ist Familiensoziologin und seit 2003 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Österreichischen Institut für Familienforschung (ÖIF) an der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte: Ihre Forschungsschwerpunkte umfassen Lebensentwurf und Individualisierung, weibliche Biografien, Sozialgeschichte der Familie, junge Erwachsene und Sorgearbeit im Familienkontext. Sie ist außerdem extern Lehrende für qualitative Forschungsmethoden an der FH Campus Wien.

Kontakt: [christine.geserick@oif.ac.at](mailto:christine.geserick@oif.ac.at)